

## Kapitel 3:

# Gassenkinder – ein Skandalon der Hohen Moderne

---

Für norddeutsche, obersächsische und schlesische Gebiete ist der Begriff »Straszenjunge« seit dem 17. Jahrhundert bezeugt. *Trübners Deutsches Wörterbuch* verzeichnet den Term »Gassenjunge« erstmals 1728 für Schlesien. Auch für Mitteldeutschland ist von »Gassenjungen« die Rede. In Bayern, Württemberg, der Schweiz und Österreich ist seit dem späten 18. Jahrhundert »Gassenbub« gebräuchlich.<sup>1</sup> Sofort fällt auf, dass Mädchen in diesem Kontext nie erwähnt werden. »Gassenbuben« halten sich oft noch in der Dämmerung auf der Gasse auf und wecken den Argwohn, Verbotenes zu treiben. Ihre Heimkehr bei Einbruch der Dunkelheit macht allerdings einen bedeutenden Unterschied zu »Straßenkindern« aus, die in Slums und *favelas* Südamerikas, Indiens und Osteuropas in den Schächten der Kanalisation und anderswo übernachteten. Davon sind die Gassenkinder Wiens weit entfernt. Spätestens beim Auftritt des Laternenanzünders in der »eigene Gasse« kehren sie auf Anweisung ihrer Eltern in das Zinshaus und in die Wohnung zurück.

Kinder bürgerlicher und adelige Kinder werden von Müttern, Kindermädchen, Gouvernanten und Hauslehrerinnen nie aus den Augen gelassen. So frei wie ein Gassenkind dürfen sie nicht einmal für eine Stunde sein. 1740 schreibt die *Königsberger Wochenschrift*, wie sich eine Bürgersfrau bemüht, ihre Kinder von den »ungezogenen« Gassenkindern fernzuhalten.

»Den offeren Umgang mit fremder Jugend, insbesondere mit solcher, die frech und *ungezogen* ist, suchet sie (die bürgerliche Mutter) auf alle Weise zu unterbrechen, gleichwohl brauchet sie diese letztere, ihnen (den eigenen Kindern) einen Abscheu vor allem unartigen Wesen einzuflößen.«<sup>2</sup>

- 
- 1 Vgl. Rolf Lindner, *Straße – Straßenjunge – Straßenbande*. Ein zivilisationstheoretischer Streifzug. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 79/2 (1983), 192ff., hier 195.
  - 2 Zitiert nach Jürgen Schlumbohm, *Straße und Familie*. Kollektive und individualisierende Formen der Sozialisation im kleinen und im gehobenen Bürgertum Deutschlands um 1800. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 25 (1979), 697–726, hier 712.

In der modernen Gesellschaft westlicher Städte wird die Rede über die Gassenkinder zunehmend politisch. Eines Tages würden sie die bürgerliche Ordnung bekämpfen. Wie ihre Eltern seien sie *von Natur aus* vergnügungssüchtig und triebhaft, *wild*. Auch hier zeigt sich, was Mary Douglas die Naturalisierung soziokultureller und sozialökonomischer Unterschiede durch die Institutionen nennt.<sup>3</sup> Etwa ab dem Ersten Weltkrieg gewinnt das Phänomen unter dem Einfluss der Rassenhygiene bzw. der sozialistischen Eugenik an politischer Relevanz: Wer ›wild‹ bleibt, verstoße gegen die Interessen des Staates, der Wirtschaft und der Gesellschaft. Immer öfter melden sich professionelle und ehrenamtliche Sprecher zu Wort: liberale und sozialdemokratische Kinderärzte, Heilpädagogen, Psychiater, Lehrer\*innen, Polizisten, Juristen, Priester, Jugendschützer. Sie alle sind von der Notwendigkeit überzeugt, die Kinder von der Gasse zu holen und in Kindergärten, Schulen und Schülerhorten zu Ordnung und Sauberkeit nach bürgerlicher Vorstellung zu erziehen.

### 3.1 Vorspiel: Ein Hungerkrawall in Ottakring

Eine Episode aus dem Jahr 1911 zeigt, wie sich schon Kinder mit der Agonalität der kapitalistischen Gesellschaft auseinandersetzen, in der es entweder nicht für alle genug leistbare Lebensmittel gibt oder es an ihrer Verteilung mangelt. Im September des Jahres protestieren Frauen und Männer, Jugendliche und Kinder wieder einmal gegen steigende Preise bei Mehl, Brot, Fleisch und Schmalz. Von den Erzähler\*innen, die als Kinder die Proteste aus halbwegs sicherer Entfernung erleben, hören wir Begriffe wie *Kavalkade* und *Massierung*. Militär und Wache kämpfen gegen das »Volk«. Aber wer ist das Volk? Mehr als die Hälfte der Bewohner\*innen der Vorstädte und Vororte Wiens kommt aus Böhmen und Mähren, andere aus der Slowakei und Ungarn, aus der Westukraine bzw. Galizien, und so fort. Und auch das gegen sie eingesetzte Militär kommt nicht aus Wien, sondern aus Bosnien und Herzegowina, der 1908 annektierten Grenzkolonie, und aus Ungarn, der anderen Hälfte des Habsburger Doppelstaates. »Das Volk« ist also ebenso wenig wie das Militär eine »reine Rasse«, um es im Jargon der frühen Rassenhygiene ironisch zu sagen. Es setzt sich aus verschiedenen Ethnien zusammen, glaubt an verschiedene Götter oder begreift sich als atheistisch. Gemeinsam aber ist ihm das existenzielle Interesse an hinreichender Nahrung und der Glaube, dass der Staat dafür zu sorgen habe. Über den zweiten Tag der Proteste berichtet die *Neue Wiener Zeitung*:

»Die Polizeidirektion hatte im Einverständnis mit der Statthalterei die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um für Montag nachts jede Wiederholung der *anarchistischen Exzesse* im Keime zu erdrücken. Es wurde eine zahlreiche Militärbereitschaft in den 16. Bezirk geworfen und ebenso war die gesamte verfügbare Mannschaft der Sicherheitswache in Ottakring konzentriert. In den Abendstunden wurden der Richard-Wagner-Platz und der Hofferplatz durch Militär abgesperrt. Um 8 Uhr abends wurden die Haustore über behördliche Weisung geschlossen. Die Wache hatte den Auftrag, jeden Passanten, der sich nicht vollständig legitimieren konnte, aus den Straßen zu weisen. Ei-

3 Vgl. Mary Douglas, *Wie Institutionen denken*, Frankfurt a.M. 1991.

ne große Anzahl von jugendlichen Gestalten, besonders Plattenbrüder und Lehrlinge, wurden, wenn sie der ersten behördlichen Aufforderung nicht folgeleisteten, sofort arretiert.«<sup>4</sup>

Demonstrierende Jugendliche auf der Straße halten die Polizei und die von der Pressestelle der Polizeidirektion mit amtlichen Informationen versorgten und unter Zensur stehenden Zeitungen für besonders gefährlich. Ihren Berichten ist nicht zu trauen. Einen kritischen Zeitungs-Journalismus gibt es noch nicht, sieht man von Schriftstellern wie Karl Kraus oder Max Winter ab. Sieben Jahrzehnte später erzählen Augenzeugen, die damals noch Kinder sind, erstaunlich genau, was sich in den Straßen und Gassen von Ottakring ereignet. Karl Auer, Sohn eines Pflasterers, ist im Oktober 1911 gerade einmal vier Jahre alt und geht an der Hand seiner Großmutter auf den Richard-Wagner-Platz, um den Aufruhr zu sehen. Herr Auer benutzt einen Begriff, der auf die Handwerker früherer Jahrhunderte zurückgeht. Demonstrationen der Handwerksgehlen für gerechte Löhne, Kost und Quartier, die von Schustern angeführt werden, bezeichnet der Volksmund seither als »Schusterkrawalle«. Auch die Hungerrevolte im September 1911 wird so genannt und damit in die lange Reihe sozialer Proteste gestellt.

»Das ist ja überraschend gekommen, wie die Unruhen angegangen sind. Wir sind beim Haustor gestanden, da hab ich mich hinten versteckt. Da war das berittene Militär, *Bosniaken*, die haben das damals in der Monarchie so gemacht: Unsere Soldaten haben sie *dorthin* (nach Bosnien und Herzegowina) geschickt und die zu *uns*, damit wenn was ist, dass die ordentlich dreinhauen können. Und da war alles voller Leut, weil das Brot teurer geworden ist, und *im Volksmund haben sie gesagt, das ist der Schusterkrawall*. [...] Das Militär hat die langen Säbel gehabt und damit auf die Leute eingeschlagen, also es ist ganz wüst zugegangen. Und die Leut haben (aus gassenseitigen Fenstern) Wasser hintergeschüttet auf das Militär und Gegenstände hinuntergeworfen, also das hab ich nicht selber gesehen, aber es wurde mir erzählt, dass sie glühende Stachel von Bügeleisen runtergeschmissen haben auf das Militär.«<sup>5</sup>

»Glühende Stachel« sind im Herdfeuer erhitzte eiserne Kerne der Bügeleisen. Dass sie von straßenseitigen Fenstern auf Wachebeamte und Soldaten geworfen werden, berichtet auch die *Neue Wiener Zeitung*. Ein Polizeirat Frömel sei am Kopf schwer verletzt worden. Ein Foto des Polizeirats mit Kopfverband bezeugt es.<sup>6</sup>

Auch der 1902 geborene Karl Ziak, Sohn eines Goldschlägers aus Ottakring, später Bibliothekar der Volkshochschule und »Volkschriftsteller«, erinnert den Hungerkrawall.

»Ganz Ottakring war auf den Beinen, auf der Straße, denn es hatte sich ja bald herumgesprochen: Jössas, a Demonstration! Mein Vater war ein neugieriger Mann. Am Ring war eine Feier oder sowas, ist er schon dort gewesen, *sind sie dort gestanden im Spalier und haben geschaut, was los ist*. Und da hat er also gehört, da ist eine Demonstration.

4 Neue Wiener Zeitung vom 18. September 1911.

5 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

6 Neue Wiener Zeitung vom 18. September 1911: »Polizeirat Frömel, der durch ein Bügeleisen schwer verletzt wurde«.

Die Leute haben sich auf der Thaliastraße *massiert*. Und da hat das Militär eingegriffen und es sind – naja vielleicht wars zuerst nur die Wache, die war ja beritten, die sind also in einer *Kavalkade* die ganze Thaliastraße vom Gürtel aus hin und her (geritten). Die Leute sind davongerannt, haben sich in die Seitengassen verzogen. Jetzt sind sie darangegangen, die Seitengassen *aufzurollen*. Jetzt sind die *Bosniaken* gekommen [...] und die sind also langsam von der Thaliastraße rein in die Kirchstetterngasse, und das hab ich alles vom Fenster aus beobachtet, mit Bajonett auf, langsam mit *vorgestrecktem Bajonett* sind sie auf die Leute losgegangen, die natürlich zurückgewichen sind.«<sup>7</sup>

Für die sich wiederholenden Fälle solchen Aufruhrs ist ein bosniakisches Regiment Nr. 1 in Wien stationiert, wie Karl Auer im obigen Zitat auch treffend erläutert. Die Herkunft des Militärs ist am roten Fes und orientalischen Kniebundhosen leicht zu erkennen. Halten ungarische und österreichische Soldaten in Bosnien und Herzegowina die Bevölkerung in Schach, werden bosnische und kroatische Soldaten und Offiziere in den Vorstädten und Vororten Wien eingesetzt. Die Arbeiter Zeitung berichtet am 18. September 1911:

»Soeben wurden in der Thaliastraße vier Leute arretiert. Voran ging ein Bosniak mit gefälligem Bajonett, hinter ihm ein Offizier, dann zwei Reihen Bosniaken, dann die Arretierten, jeder von zwei Wachleuten flankiert, zum Schluss zwei Reihen Berittene.«<sup>8</sup>

Kurt Marvan erzählt weitere Details. Es zeigt sich, dass nicht alle Wiener\*innen auf der Seite der Protestierenden stehen. Treue Staatsdiener schlagen sich auf die Seite der staatlichen Ordnung.

»Ja ich kann mich erinnern, im Elferjahr, wie das Fleisch und das Fett um einen Heller pro Kilogramm teurer ist worden, hat es die großen Zusammenstöße geben. Die ganze Hubergasse und die Kirchstetterngasse bis zur Gablenzgasse war voll mit den schweren Dragonern, den schweren (Reitern). Und die ham gerufen Rollo runterlassen und die Fenster schließen! weil die Leut ham die Stageln obighaut (s.o.) Und da kann ich mich erinnern, am Hofferplatz war eine Schul, eine Mädchen- und Bubenschule [...] und da hat der Schuldienner mit einem Schlauch vom ersten Stock obigspritzt auf die Demonstranten, weil die ham den Sechsendvierziger (einen Wagen der Straßenbahnlinie 46) umgschmissen.. Und ich hob als klaner Bua, als kleiner Bub hob i zwischen die Sprisseln (eines Fensters oder einer Jalousie) aussegschaut auf die Dragoner.«<sup>9</sup>

### 3.2 Der Interdiskurs von Experten über Kinder »auf der Gasse«

Seelsorger, Lehrer, Polizisten, Ärzte, sozialdemokratische Kinderfreunde und auch schon die ersten Fürsorgerinnen in Ottakring und Rudolfshaus sind alarmiert. Sie reden von Buben, die sich auf der Gasse »herumtreiben«, und von »gewissenlosen«

7 Interview 33 mit Karl Ziak, geboren 1902 in Neulerchenfeld, Ottakring, Wien 16, gestorben 1987 in Pressbaum bei Wien. Schriftsteller, Verlagslektor, Bibliothekar der Volkshochschule Ottakring, Volksbildner. Siehe Wien Geschichte Wiki.

8 Arbeiter Zeitung vom 18. September 1911.

9 Interview 50 mit Kurt Marvan, geboren 1905 in Ottakring, Wien 16.

Mädchen, die Burschen und Männer verführen. Sie vermischen Argumente der katholischen und evangelischen Pastoreale mit popularisierten Redeweisen und Begriffen der frühen Rassenhygiene. Alleinstehenden, verwitweten, verlassenen und ledigen Müttern werfen sie vor, ihre Kinder all zu lange auf die Gasse zu lassen und damit Schaden am »Volkskörper« anzurichten. In den Jahren des Ersten Weltkriegs verschärft sich der Ton. Am 1. Juni 1916 erscheint im Blatt der den Sozialdemokraten nahestehenden *Kinderfreunde* ein Artikel, der mit A.A. gezeichnet ist. Ohne Zweifel sind es die Initialen von August Aichhorn. Zu dieser Zeit ist er Direktor eines »Zentralvereins zur Errichtung und Erhaltung von Knabenhorten« und als Lehrer vom Schuldienst beurlaubt. Von 1912 bis 1914 hört er den ersten Wiener Heilpädagogen Erwin Lazar an der Medizinischen Fakultät (s. Kapitel 2). Aichhorns Artikel im *Kinderfreund* trägt den Titel *Der Kampf gegen die Jugendverwahrlosung*. Er beklagt die geltende Rechtslage und fordert Gesetzesreformen; er kritisiert polizeiliche Maßnahmen und bezweifelt die Wirksamkeit von Kerkerstrafen für Kinder und Jugendliche.

»Eine der traurigsten Begleiterscheinungen dieses schrecklichen Krieges ist die sich im Hinterland in immer größerem Umfange zeigende, schreckliche *Verwahrlosung* unserer Jugend. Diese Erscheinung ist eine derart auffällige geworden, dass sich schon seit geraumer Zeit die breiteste Öffentlichkeit damit beschäftigt. Die gesamte Presse weist mit Nachdruck auf die Gefahren hin, die der Gesellschaft dadurch drohen, und die Gesetzgebung, von den Ministerien bis zu den einzelnen Gemeinden herab, suchen diese Gefahr mit allen möglichen Polizeimaßregeln zu bekämpfen, und doch scheinen alle diese Maßnahmen von keinem Erfolge begleitet zu sein, und vergebens fragt man sich, wie ihr wirksam beizukommen sei. Wenn wir die Nützlichkeit und Notwendigkeit vieler solcher Polizeimaßnahmen gewiß nicht verkennen, so glauben wir doch, daß noch vieles versäumt wird, was gemacht werden müßte, um sichtliche Erfolge zu erringen.«<sup>10</sup>

Aichhorn bezieht sich auf die gesamte Habsburger Monarchie und fragt, warum es nicht möglich sein sollte, »eine Reichszentrale gegen die drohende Verwahrlosung der Jugend«, oder »Landeszentralstellen«, oder »wenigstens in großen Städten städtische Zentralstellen« zu schaffen, ausgestattet mit den »nötigen Geld- und Machtmitteln«. Zu allererst aber seien die »Ursachen der Verwahrlosung« gründlich zu erforschen. Für Aichhorn wird dies zu einer Lebensaufgabe. Allerdings sei die Hauptursache allen Übels ohnehin klar: »[...] das teilweise oder gänzliche Fehlen der *elterlichen Zucht*«.

»Zucht« ist zunächst ein botanischer Begriff, der im rassenhygienischen Diskurs biopolitische Bedeutung gewinnt: Menschenzucht, Aufzucht, Züchtigung, Zucht und Ordnung, und so fort. Jede Aufzucht von Menschen sei Zucht. Rassenhygiene bzw. »sozialistische Eugenik« definieren Zuchtziele und sprechen von »Aufzuchtung«. Der junge Aichhorn spricht in diesem Artikel noch sehr ungenau von Verwahrlosung und erklärt sie vor allem damit, dass Kinder und Jugendliche die Stadt müßig durchstrolchten. Damit unterliegt er dem verbreiteten Irrtum, dass Kinder und Jugendliche auf der Gasse gänzlich müßig wären und deshalb auf dumme Gedanken kämen. Immerhin klingt seine spätere Kritik an Erziehungsanstalten, Besserungsanstalten und Kinderheimen der

10 Ebd., 41.

Länder und Gemeinden bereits an. Die Verhäuslichung der Gassenkinder scheint aber auch ihm unumgänglich. An seinem Horizont jedoch erscheint eine gewaltlose und psychotherapeutisch angelegte soziale Arbeit mit den Kindern.

»Für Kinder, deren Väter im Feld (Schlachtfeld) stehen, gibt es kein anderes Mittel, als die Unterbringung in Anstalten, in denen sie beaufsichtigt und betreut werden. Und dieses Hortwesen dürfte vor allem nicht so zersplittert sein, wie es heute der Fall ist. Sollen Kinderhorte im Kampfe gegen die *Verwahrlosung* wirklich von Erfolg begleitet sein, dann müssen und dürfen sie nicht so eingerichtet und geführt werden, dass sie von den Kindern als ein *Zwang* gefühlt werden. Kinderhorte in Klassenzimmern, wie sie derzeit (im Kriegsjahr 1916) vielfach errichtet werden, sind von vornherein ein Kampf mit untauglichen Mitteln. [...] Wer den Jungen, der bisher gewohnt war, *tagelang müßig die Stadt zu durchstrolchen*, zu gehen, wohin es ihm beliebt, nun auf einmal den ganzen Tag zwischen vier Wände pferchen will, kennt das Gemütsleben dieser Kinder schlecht. Wie er dem lästigen Zwange des Schulbesuches zu entfliehen sucht und zum notorischen Schulstürzer wird, so wird er auch den Hort nur höchstens einige Tage besuchen, wird er auch zum Hortstürzer werden [...] wenn noch dazu die Hortleitung in den Kindern nicht das Produkt der sozialen Verhältnisse, sondern *fast nur künftige Verbrecher* sieht und sie danach behandelt. [...] Große, schöne, lustige Räume, mit genügend großem Spielraum im Horte selbst und im Freien, müßten für solche Kinder geschaffen werden, mit Liebe zubereitete und kräftige Kost müßte ihnen verabreicht werden, und einsichtsvoll und *liebevoll* müssten sie behandelt werden.«<sup>11</sup>

Noch fehlt es dem jungen Aichhorn an theoretischem Wissen, um präziser über »Verwahrlosung« zu reden und die Annahmen des Commonsense zurückzuweisen. Wie die meisten Autor\*innen, die über »Kriegskinder« sprechen, hebt auch er die kriegsbedingte Abwesenheit von Vätern viel stärker hervor als die Schwierigkeiten von Müttern, außerhäusliche Erwerbsarbeit, Haushalt und Kinderbetreuung zu koordinieren. Der Diskurs um Kriegs- und Gassenkinder ist patriarchalistisch, paternalistisch und rassenhygienisch. Auch der aus christlich-bürgerlichem Milieu kommende Aichhorn kann sich diesen ideologischen Färbungen des Diskurses nicht entziehen. Auch ihn beunruhigt die Abwesenheit der Väter viel mehr als die Überlastung der Mütter. Väter könnten durch »falsche Autoritäten« ersetzt werden. Kino und schlechte Literatur (»Schundliteratur«) wecken seinen Argwohn. Dass Mädchen in den Gassen zur Prostitution und Buben zur Kleinkriminalität verführt werden, ist ein Stereotyp der frühen Rassenhigiene.

»Daß die Kinder nur den halben Tag in die Schule zu gehen brauchen, daß sie durch die schwierige *Lebensmittelbeschaffung* sehr viel auf die Straße gedrängt und recht ungünstig beeinflusst werden, daß sie in ihrer freien Zeit besonders in der Umgebung der Kasernen Verdienstgelegenheit finden, daß viele Kinder in dieser Zeit von ihren Eltern oft genug zum Betteln ja sogar zum Stehlen angehalten werden, daß viele Kinder durch den Verdienst ihrer größeren Geschwister *zu den schlechtesten Dingen* verleitet werden, dass dazu *Kinos und schlechte Bücher* in dieser Zeit einen noch schädlicheren Einfluß ausüben und daß der Alkoholgenuß der Eltern und der älteren Geschwister [...]

11 Ebd. 42.

und ganz besonders der Mangel der *elterlichen Zucht* und auch die Einberufung so vieler tüchtiger Lehrkräfte alle zur *Verwahrlosung* den denkbar größten Teil beitragen, ist selbstverständlich.«<sup>12</sup>

Wie viele Sprecher des Interdiskurses über Gassenkinder ist auch Aichhorn Beamter der Stadtverwaltung. Andere sind Abgeordnete zum Reichstag und ab 1919 zum ersten Parlament der Republik, Offiziere der Polizei, Jugendrichter, Funktionäre der christlichen Kirchen, der politischen Parteien, des Vereins Kinderfreunde und so fort. Auffällig ist, dass sich Männer besonders hervortun. In ihrem Alltagsleben tragen sie gewiss nicht die Hauptlast der Pflege und Versorgung ihrer Kinder. Hier aber blasen sie ins Horn, als stünde ihre eigene Autorität und Macht auf dem Spiel. In der sozialdemokratischen Zeitschrift *Der Kinderfreund* ist zu lesen:

»Daß einem neun-, zehn- und elfjährige Bengels auf Gassen und Straßen die Rauchwolken ihrer Zigaretten *ungestraft* ins Gesicht blasen und damit zeigen wollen, daß sie schon bald Männer sind, findet seine Erklärung darin, daß jetzt in vielen Familien die *strenge Zucht des Vaters* fehlt.«<sup>13</sup>

Die Debatte bleibt nicht folgenlos. Was an den Vorwürfen stimmt oder übertrieben ist, was geflissentlich verschwiegen wird, zeigt die Konfrontation des Interdiskurses mit autobiographischen Erinnerungen. Ehe ich darauf zu sprechen komme, noch wenige Daten, die frappieren. Zwischen 1914 und 1916 verdoppelt sich die Zahl der beim Oberlandesgericht Wien angezeigten und verurteilten Kinder und Jugendlichen im Alter zwischen 10 und 18 Jahren.<sup>14</sup>

Tab. 1: Gerichtlich verurteilte Kinder und Jugendliche zwischen 10 und 18 Jahren<sup>15</sup>

Jahr	Anzahl
1913	2.173
1914	1.800
1915	2.774
1916	3.388

Die Zunahme der Verurteilungen lese ich zum einen als Indiz für die Häufung von verbotenen Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen. Zum anderen spiegelt sie wie jede

12 A. A. (August Aichhorn), Der Kampf gegen die Jugendverwahrlosung. In: *Der Kinderfreund* 4. Jg., Nr. 6/7, Graz, 1. Juni 1916, 44. Meine Kursivierungen..

13 *Der Kinderfreund*, Organ der Arbeitervereine »Kinderfreunde«, 3. Jg., August 1915, 1, meine Kursivierungen.

14 Arnold Eisler, Unser Jugendstrafrecht und unsere Fürsorgeerziehung. Referat, gehalten in der Sitzung des Reichsvorstandes der Arbeitervereine Kinderfreunde Österreichs am 2. Juli 1917 in Wien. In: *Der Kinderfreund*, 1. September 1917, 65ff.

15 Ebd.

Kriminalstatistik auch die erhöhte Aufmerksamkeit, mit der Polizei-, Schul- und Fürsorgebehörden auf den öffentlichen Interdiskurs reagieren. Es liegt im Ermessen der Staatsanwälte und Richter, die Anzeigen der Polizei auch zu verfolgen und Kinder im Alter zwischen 14 und 16 Jahren wegen der Teilnahme an einer »Hungerdemonstration« nach dem allgemeinen Strafrecht zu Kerkerstrafen von mehreren Monaten zu verurteilen. »Anlässlich der Lebensmittelkrawalle im Oktober 1916 wurden Kinder im jugendlichen Alter, die ohne Überlegung an den Demonstrationen teilgenommen hatten, mit 4 bis 5 Monaten schweren Kerkers bestraft.«<sup>16</sup>

Nur wenige Zeitgenossen üben Kritik an dieser Reaktion auf den Hunger von Kindern und Jugendlichen in den Vororten und Vorstädten Wiens, ein Hunger, den der Habsburger Staat nicht zu verhindern weiß, was ihn spätestens ab 1917 seine Reputation kosten wird. 1908 und 1909 werden im österreichischen Abgeordnetenhaus Entwürfe zur Einführung eines *Jugendstrafrechts* eingebracht, um die Freiheitsstrafen durch gelindere Mittel zu ersetzen. Doch die Verhandlungen scheitern und Cisleithanien bleibt wie dann auch die Erste Republik Österreich ohne Jugendstrafrecht. Erst die Zweite Republik wird 1988 ein *Jugendgerichtsgesetz* erlassen, das Kinder unter vierzehn Jahren straffrei stellt und für Jugendliche weit geringere Strafen als für Erwachsene und einen spezifischen Strafvollzug vorsieht.

Wiederholt ist von »Banden« und gleichbedeutend von »Platten« die Rede. Die amtlichen Berichtersteller tun so, als wären Kinder typischer Weise mit kriminellen Absichten auf der Gasse. Wie ich zeigen werde, sind sie jedoch sehr oft auf der Suche nach Essbarem, nach Brennmaterial (Holz, Kohle, Koks) und Altmetallen (Kupfer, Messing u. a.), die sie an Händler verkaufen. Diese *legale* Praxis findet sich etwa in Ottakring noch 1937, also unter der austrofaschistischen Diktatur.<sup>17</sup> »Banden« oder »Platten« bestehen überwiegend aus schulpflichtigen Kindern, die von etwas älteren Jugendlichen angeführt werden. Sie sind keine Besonderheit der Kriegsjahre. Auch schon vor dem Ersten Weltkrieg kämpfen sie gegeneinander. Oft geht es um einen Park, ein Flussufer, einen Abschnitt der Gasse, eine Wiese (»Gstetten«), meistens zum Fußballspielen (s. Abb. 11). Im Sommer 1914 schlägt die weit verbreitete Kriegseuphorie auch Gassenkinder in ihren Bann. Während Kinder des gehobenen Bürgertums in ihren Kinderzimmern Fähnchen auf Landkarten stecken und Schlachten mit Zinnfiguren nachstellen, spielen die Kinder in den Vorstädten und Vororten auf den Gassen, in Parks und auf den Gstetten. Auch sie spielen Krieg, aber mit anderen Mitteln. Für Buben ist es die Gelegenheit, Mut, Aggressivität, körperliche Kraft und Flinkheit, Kenntnis des Geländes und taktisches Geschick zu beweisen.

»Ich kann mich erinnern, dass dann sehr rasch während des Krieges aufgekommen ist, dass man so gassenweise Kriege geführt hat, aufeinander losgegangen ist. [...] Steine schmeißen, irgendwelche Schnüre, daran waren feste Körper gebunden. Es ist hübsch blutig zugegangen.«<sup>18</sup>

16 Ebd., 68.

17 Vgl. Jura Soyfer, Eisen hoch im Kurs. Die Goldgräber von Ottakring, In: ders., Das Gesamtwerk. Prosa. Herausgegeben von Horst Jarka, Wien u. a., 57–60.

18 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

Welche Argumente gegen die Kinder »auf der Gasse« sind explizit rassenhygienisch? Während Buben für erziehbar und besserungsfähig gehalten werden, erhalten »sexuell verwahrloste« Mädchen düstere Prognosen. Sie würden charakterlich verderben, körperliche Schäden erleiden, geschlechtskrank werden und schließlich zu Grunde gehen. *Der Kinderfreund*, das Blatt des sozialdemokratischen Vereins *Freie Schule Kinderfreunde*, erzählt Wirkungen der Verwahrlosung in rassenhygienischen Begriffen und in einer geschlechtlichen Polarität, die den rassenhygienischen Diskurs wie den Diskurs über Gassenkinder bestimmt.

»Was bei den Buben noch vielleicht ohne tiefen nachhaltigen Schaden für das ganze Leben gutgemacht werden kann, ist bei Mädchen [...] nicht der Fall. Unentwickelte, frühalt, oft durch und durch kranke, noch spätere Generationen *vergiftende* Frauen werden die Folgen solcher Fehlritte sein. Unwiederbringliche (sic!) Schäden können verursacht werden.«<sup>19</sup>

Auch ein »bewährter Jugendrichter« findet die »sexuelle Verwahrlosung« der Mädchen »viel raffinierter und vom sittlichen Standpunkt gefährlicher« als kleine Eigentumsdelikte der Buben. Während er diesen konzediert, bloß ihren Hunger zu stillen, hält er sittlich-sexuelle Verfehlungen von Mädchen für *unentschuldigbar*. Wenn ein Mädchen »aus den armseligsten Verhältnissen« vorgibt, Krankenschwester zu sein, um einen Offizier zu verführen, untergräbt es das offizielle Geschlechterverhältnis: Der Mann ist Krieger, die Frau gebiert Kinder und pflegt sie. Gegen diese polare Vorstellung zu verstoßen wird als pathologisch erklärt.

»Hier ist es die Arbeitsunlust und der Hang zum Wohlleben, wodurch die von den Eltern vernachlässigten Mädchen auf die Bahn des Lasters geraten. Mädchen aus den armseligsten Verhältnissen verstehen unter allerlei Deckmänteln, sich mit jenen Lebemännern zu »befreunden«, bei denen die klingende Münze lockt. So hat die Sittenpolizei neulich die Tochter eines Schwerarbeiters aufgegriffen, die speziell auf Offiziersbekanntschaften ausging, sich denen gegenüber als Krankenschwester ausgab.«<sup>20</sup>

### 3.3 Erziehung in Schülerhorten

Verdichtung und Beschleunigung des Personen- und Warenverkehrs in den Städten machen die Straße und auch manche Gasse für Kinder gefährlich. Philanthropische Vereine wie die in England entstehende *Settlement Bewegung* wollen verhindern, dass Kinder einen guten Teil des Tages auf der Gasse verbringen.<sup>21</sup> Ihre Lösung fällt zeitgemäß aus. Sie stecken Knaben in Uniformen und überlassen sie pensionierten Unteroffizieren zu paramilitärischem Training. Es entzückt sie, wenn uniformierte Buben in Reih und Glied durch die Gassen marschieren. Auch Pfadfinder-Gruppen verstärken die vormilitärische

19 *Der Kinderfreund*, 1. August 1915, 58; meine Hervorhebung.

20 *Der Kinderfreund*, 1. Oktober 1916, 67.

21 Zum Ottakringer *Settlement* vgl. Elisabeth Malleier, *Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts*, Wien 2005. Vgl. auch unten, Kapitel 3.6.

Erziehung. Die Armeeführung will männliche Jugendliche spätestens ab dem 16. Lebensjahr vormilitärisch ausbilden. Der bis Ende 1921 auch für Wien zuständige Niederösterreichische Landesschulrat plant im Frühjahr 1915 eine vormilitärische Erziehung für alle Altersstufen und Schultypen.<sup>22</sup> Ein Verein *Tagesheimstätten für Kriegerwaisen und -kinder* öffnet Tagesheime für die »aufsichtslosen Kriegerkinder und -waisen« in den Arbeiterbezirken Favoriten und Ottakring. Und so fort.

Nur wenige Lehrer\*innen und Horterzieher\*innen äußern sich dazu skeptisch oder gar kritisch.<sup>23</sup> August Aichhorn hält die Militarisierung der Knabenerziehung für denkbar falsch. Ab 1909 leitet er einen *Verein für das Hortwesen* in Wien. In dieser Funktion tritt er öffentlich gegen die Militarisierung auf. Therese Schlesinger, Tochter eines freisinnigen Papierfabrikanten und Funktionärin der *Kinderfreunde*, fordert Alternativen.<sup>24</sup> Jahre später erinnert sie sich dann aber doch gern an die »Hortknaben«, die uniformiert durch die Straßen marschieren.<sup>25</sup> In einem Artikel zum Thema fordert sie »sozialistische« Kinderhorte. Das Ziel müsse die *Erziehung zu Ordnung, Selbstdisziplin und körperlicher Sauberkeit* sein. Statt Soldaten sollen aus den Knaben körperlich fitte und disziplinierte Bürger\*innen und tüchtige Arbeitskräfte werden.

Über die Kinderhorte der Stadt Wien informieren Berichte von Horterzieher\*innen und Psycholog\*innen.<sup>26</sup> Aufgabe der Kinderhorte sei es, »das Werk der Schule fortzusetzen und dem Wissen die Erziehung zuzugesellen.«<sup>27</sup> Unter Aufsicht von Horterzieher\*innen sollen Schulkinder zunächst ihre Schulaufgaben erledigen. Die verbleibenden Stunden seien der »Gemeinschaftserziehung« zu widmen. An der Ordnung der Leiber, an der Sitzordnung, der Waschordnung, der Zweierreihe beim Spaziergang, den sauberen Kinderhänden bei Tisch zeige sich der Erfolg guter Horterziehung.

»Daß der Erziehung zur Pflege des Körpers innerhalb des Hortes Raum gegeben werde, wird heute niemand mehr verneinen. Dieselbe muß sich aus der Notwendigkeit entwickeln lassen, die das Kind zwingt, seine Stellung innerhalb der *Gemeinschaft* zu festigen. Die Pflege des ganzen Körpers, die Reinigung der Hände, die Pflege der Fingernägel, die Schonung der Kleider, die Reinhaltung der Köpfe, den Kindern als Forde-

- 
- 22 Henriette Herzfelder, Militärische Jugenderziehung. In: Österreichische Rundschau, Band XLIII, Heft 4, v. 15. Mai 1915.
- 23 Peter Frank, Das sozialistische Erziehungsproblem. In: Die sozialistische Erziehung 4/10 (Oktober 1924), 360ff., hier: 354.
- 24 Therese Schlesinger, geboren in Wien 1863, gestorben 1940, Abgeordnete zum Parlament nach den ersten freien und gleichen Wahlen im Frühjahr 1919. Vgl. Marina Tichy, »Ich hatte immer Angst, unwissend zu sterben«. Therese Schlesinger: Bürgerin und Sozialistin. In: Edith Probst, Hg., »Die Partei hat mich nie enttäuscht...«. Österreichische Sozialdemokratinnen, Wien 1989, 135ff.
- 25 Therese Schlesinger, Partei und Kinderfreunde. In: Die Sozialistische Erziehung. Reichsorgan des Arbeitervereins »Kinderfreunde« für Österreich, 1. Jg. H.1 (Wien, 15. Mai 1921) 8.
- 26 Die ehemalige Horterzieherin und Kinderpsychologin Hildegard Hetzer kommt wiederholt auf ihre Erfahrungen mit Kindern in Horten zurück. Vgl. Hildegard Hetzer, Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929; auf Horterziehung nimmt auch August Aichhorn Bezug, in: ders., Verwahrloste Jugend, Wien 1925; Horterziehung als Fürsorgeerziehung diskutiert Ilse Arlt, Die Grundlagen der Fürsorge, Wien 1921.
- 27 Hilde Krampflichke, Ein Jahr Erziehungsberatungsstelle. In: Die sozialistische Erziehung 4. Jg. Nr. 8 (August 1924), 307ff.

rung der Gemeinschaft vor Augen geführt, werden bereitwilliger entgegengenommen als die ewigen Ermahnungen. Wenn alle Kinder mit gewaschenen Händen in den Hort, zum Jausentisch kommen, wird das einzelne mit schmutzigen Händen leicht auffallen, wie denn überhaupt die an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnten Kinder ein feines Empfinden für solche Einzelercheinungen haben. Der Erzieher kann nach einer Zeit der Gewöhnung ein solches Kind ruhig der Einwirkung der Gemeinschaft überlassen [...]. Vor jedem unserer Spaziergänge gab es ein eifriges Reinemachen, in das auch der sich Sträubende unwillkürlich hineingezogen wurde. Darauf waren schon unsere *Ordner* bedacht, die sich kein Kind entgehen ließen, und die ein unbenütztes Handtuch mit raschem *Späherauge* erblickten.«<sup>28</sup>

Doch gibt es auch Kritiker. Junge sozialdemokratische Erzieher bemerken, dass ihre Horte nicht freier sind als bürgerliche oder katholische Kinderhorte. Der Funktionär der Kinderfreunde, Anton Tesarek, Lehrer an der Schönbrunner Schule für sozialistische Erzieher (s. Abb. 8), überlegt, wie die Zwangsmomente abgebaut und mehr Knaben angelockt werden könnten.

»So kommen wir in der Arbeit dazu, eine Reihe von anziehenden Mitteln zu verwenden, die die Kinder an unsere Gruppe fesseln sollen: Ausflüge und größere Reisen, Theatervorstellungen und Spieltage. An manchen von diesen wird selbst das *so verpönte Fußballspiel gestattet*, sonst kommen die größeren Buben nicht.«<sup>29</sup>

Die Volksschullehrerin und Doktorandin der Psychologie, Margarete Rada, untersucht pädagogische Einrichtungen in einem Industriebezirk und setzt – ähnlich wie die Autor\*innen der berühmten Marienthal-Studie<sup>30</sup> von 1929 – qualitative Methoden der Beobachtung, Befragung, Schüleraufsätze und Hausbesuche ein. Zur auffallend geringen Anwesenheit der zwölf- bis siebzehnjährigen Mädchen in den Horten schreibt sie:

»Turnverein, Kinderfreundehort und Klosterheimstätte sind wohl von grossem Einfluss auf die Kinder, doch den ganzen inneren Menschen im Jugendalter vermögen sie nicht zu erfassen. Das ist auch der eine Grund, warum die Kinder im Besuch dieser Vereine keine allzugrosse Beständigkeit aufweisen. Eine Erhebung bei Dreizehnjährigen ergab, dass 70 % der Kinder früher in einem Verein waren, aber schon ausgetreten sind, [...] Ein zweiter Grund für die geringere Teilnahme der 12–14jährigen gegenüber den Jüngeren ist darin zu finden, dass unsere grösseren Mädchen durch die Schulstunden am Nachmittag und durch die Heranziehung zu häuslichen Arbeiten sehr in Anspruch genommen sind.«<sup>31</sup>

28 Ebd.153; meine Kursivierungen.

29 Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falken«. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: Sozialistische Erziehung 5/8-9 (1925).

30 Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld, Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Frankfurt a.M. 1975.

31 Margarete Rada, Das reife Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt, Dissertation Universität Wien (Typoskript), Wien o.J., 103f. Im Druck erschienen als: Das reife Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung. Wien/Leipzig 1931.

Auch der spätere Alpinist<sup>32</sup> und Diplomat Fritz Kolb bemängelt als Erzieher der Kinderfreunde Anfang 1924 den geringen Erfolg der Horterziehung. »Die fähigsten, intelligentesten Kinder besuchen unsere Horte nicht, wenigstens nicht dauernd. Die meisten Kinder ziehen die Straße vor, weil wir in den Horten nicht kindgemäß arbeiten, weil sie *Zwangshorte* sind.«<sup>33</sup> Anton Tesarek leitet das Kinderheim, das der »sozialistischen« Erzieherschule im Schloss Schönbrunn (s. Kapitel 3.4) angeschlossen ist.<sup>34</sup> Zwar will er an den Horten festhalten, denn besonders für Kinder, deren Väter und Mütter erwerbstätig sind, sieht er dazu keine Alternative. Doch der Unterschied zur *Freiheit* der Kinder auf der Gasse, besonders der Buben, sei viel zu groß.

»Wir unterscheiden da Kinder, von denen beide Eltern im Betrieb stehen und die den Hort als ein zweites ›Zu Hause‹ betrachten müssen. Hier ist meist auch eine genaue, zwingende Kontrolle des Hortbesuches vorhanden und notwendig. [...] Mädchen und kleinere Buben überwiegen; sie sind ja auch verhältnismäßig leicht zufriedenzustellen. Wenigstens äußerlich scheint es so. Weite Kreise der proletarischen Kinder, besonders die größeren Buben, kommen aber nicht. Die Kritik der Kinder, sichtbar in ihrer Stellung zu unserer Arbeit, und ihr Tun in den Horten zeigt, daß sie – oder ein großer Teil von ihnen – bei uns noch lange nicht ihr ›Kinderland‹ sehen, daß sie sich nur selten [...] mit unserer Bewegung identifizieren: Unsere ›Dispositionen‹, die wir für sie ins Leben rufen, entsprechen noch nicht ganz.«<sup>35</sup>

Dass erfahrene Lehrer und Erzieher wie Kolb und Tesarek mit ihrer Kritik die Perspektiven der Kinder gut treffen, zeigt ein Zitat aus den autobiographischen Erzählungen des 1911 geborenen Karl Bauer, Sohn eines gelernten Vergolders in Baumgarten, Wien 14. Unaufgefordert zieht er einen Vergleich zwischen »seiner Gasse« und einem Hort der sozialdemokratischen *Kinderfreunde*:

»Bei den Kinderfreunden, da war ich nicht gar lange Monate, weil dann hat es mich wieder hingezogen zu den anderen, [...] zur Schar, zu den anderen Kindern von der Gasse. In den beiden Häusern haben über fünfzig Kinder gewohnt, und da tut sich was! Dort hat es mich hingezogen, weil da (im Hort) waren fremde Kinder, nur drei aus unserer Gasse [...], und dort war ich mit allen bekannt.«<sup>36</sup>

Sehr oft scheitert der regelmäßige Besuch von Kinderhorten auch an Eltern, die vor allem ihre Töchter in die Hausarbeit, in die Betreuung kleiner Geschwister und Töchter und Söhne in reproduktive und heimindustrielle Arbeiten einbeziehen.

32 Fritz Kolb, Ulrike Schmitzer, Helga Kromp-Kolb, Einzelgänger im Himalaya, Neuauflage, Wien 2025.

33 Fritz Kolb, Klares Wollen. In: Die Sozialistische Erziehung Jg.4, Nr.1 (Jänner 1924), 5f.; meine Hervorhebung.

34 Vgl. Arbeitsgemeinschaft für sozialistische Erziehung in Wien-Schönbrunn, Ein sozialistisches Kinderheim in Österreich. In: Das proletarische Kind 1 (1921), Nr. 3, 11–14, Nr. 4, 10–12, Berlin 1921.

35 Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung. Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falcken«. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: Sozialistische Erziehung 5/8-9 (1925).

36 Interview 52 mit Karl Bauer, geboren 1911 in Baumgarten, Penzing, Wien 14.

### 3.4 Eine Schule für Erzieher\*innen im Schloss Schönbrunn

Im Sommer 1919 organisiert der *Arbeiterverein Kinderfreunde* in funktionslos gewordenen Flüchtlingsbaracken bei Gmünd ein großes Ferienlager für Kinder (Mädchen und Buben), die nach den Kriegsjahren dringend der Erholung bedürfen. Der junge Autodidakt Otto Felix Kanitz<sup>37</sup> errichtet für insgesamt etwa 1.400 Kinder eine »Kinderrepublik«. Neben seiner Arbeit bei den Kinderfreunden studiert er Philosophie, Pädagogik und Psychologie an der Universität Wien. Seine Idee ist, in der Ferienkolonie »den Geist der Selbstregierung und Selbstverwaltung in den Kindern zu verankern« und »das Gefühl der Freiheit und Menschenwürde zu entwickeln«. Pro Turnus sind etwa 700 Kinder auf zehn Baracken verteilt. In jeder Baracke wählen etwa 70 Kinder eine Vertrauensperson. Die zehn »Kindervertrauensleute« bilden gemeinsam mit Kanitz den »Kolonieausschuss«, der die Verfassung und die Regeln der Kinderkolonie ausarbeitet. Die Vollversammlung verabschiedet sie.<sup>38</sup>

Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, Journalist der *Arbeiter-Zeitung* und Autor zahlreicher *Sozialreportagen*, Max Winter,<sup>39</sup> kurze Zeit auch Vizebürgermeister von Wien, erhält die Nachricht, obdachlose Kriegsversehrte (»Kriegskrüppel«) schickten sich an, Teile des Schlosses Schönbrunn zu besetzen. Eilig stellt er den Antrag, den Valerie- und den Kavaliertstrakt der ehemaligen kaiserlichen Residenz für Kinder, darunter Kriegswaisen, zur Verfügung zu stellen und den Kriegsversehrten zuzukommen. Der Wiener Gemeinderat, in dem die Christlichsozialen vor den ersten freien und allgemeinen Wahlen im Mai 1919 eine Mehrheit haben, gibt Winters Antrag teilweise statt. Offenbar möchte niemand Kriegskrüppel im Schloss Schönbrunn sehen. Der Valerie-Trakt wird den sozialdemokratischen Kinderfreunden überlassen, der Kavaliertstrakt christlichsozialen Vereinen. Daraufhin lässt Max Winter eine Gruppe von Wiener Kindern mit der Eisenbahn aus der eben erst eingerichteten Ferienkolonie in Gmünd nach Wien holen. Eine zweite Gruppe bedürftiger Kinder findet sich über die Horte der Kinderfreunde in Wien. Im August 1919 beziehen etwa 100 Kinder den Valerie-Trakt. Innerhalb weniger

37 Otto Felix Kanitz (1894–1940) wird in Wien in ein jüdisch-bildungsbürgerliches Elternhaus geboren. Nach der Scheidung seiner Eltern kommt er in ein katholisches Waisenhaus. Während seiner Lehre zum Installateur tritt er dem Zentralverein der kaufmännischen Angestellten und mit 18 Jahren der Sozialdemokratischen Partei bei. In den 1920er und 1930er Jahren ist er im Verein der Kinderfreunde tätig. Nach dem Aufstand des Schutzbundes im Februar 1934 und dem Verbot der Sozialdemokratie flieht er nach Brünn/Brno. Unvorsichtigerweise kehrt er nach Österreich zurück und wird bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Frühjahr 1938 von der Gestapo verhaftet. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft und seiner politischen Arbeit wird er in das KZ Buchenwald verschleppt, wo er 1940 nach offizieller Darstellung an Blutvergiftung stirbt.

38 Vgl. Heinz Weiss, *Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule*, Wien 2008, 21.

39 Max Winter, geboren 1870 in Tarnok bei Budapest, beginnt schon als Zwanzigjähriger eine journalistische Laufbahn in Wien; er tritt in die SDAPÖ und 1895 in die Redaktion der Arbeiter-Zeitung ein; 1911 wird er als Abgeordneter in den Reichsrat gewählt, 1918/1919 ist er Stadtrat und Vizebürgermeister von Wien, später Mitglied im Bundesrat. Obmann der Kinderfreunde, Vorsitzender der »Sozialistischen Erziehungs-Internationale«; Winter gründet 1923 die Zeitschrift *Die Unzufriedene*. Nach den Februar-Ereignissen 1934 geht er ins Exil in die USA. Winter stirbt 1937 in Hollywood. Vgl. Stefan Riesenfellner, *Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich*, Wien 1987.

Tage gelingt es, die Räume aus Beständen der aufgelösten Habsburger Armee zu möblieren. Nach der Demobilisierung ist eine große Zahl an Mannschaftsbetten, Strohsäcken, Strohkopfpolstern und Leintüchern verfügbar. Die *Amerikanische Kinderhilfsaktion 1919* organisiert die Verpflegung der Kinder.<sup>40</sup>

Ich frage mich, ob nicht auch Kriegskrüppel ein Anrecht auf eine ähnliche Versorgung aus den Beständen der habsburgischen Armee hätten. Die Deutung liegt nahe, dass sie im rassenhygienisch geprägten Blick der sozialdemokratischen und christlichsozialen Autoritäten keine tauglichen Männer der Zukunft und der Wirtschaft mehr sind. Ihr Ausschluss aus den Benefizien des Wohlfahrtsstaates und ihre soziale Marginalisierung zeigt deutlich die ideologischen Grenzen der Sozialpolitik: Sie werden nach den Maximen der Rassenhygiene (»Produktivität« und Unterstützung der öffentlichen Hand nur für »wertvolles Leben«) gezogen.

Vermutlich auf Betreiben von Otto Felix Kanitz fasst der Vorstand der Kinderfreunde den Beschluss, dem Kinderheim im Valerie-Trakt eine Schule für »sozialistische« Erzieher\*innen hinzuzufügen. Schon während ihrer Ausbildung sollen die Studierenden die Kinder des Kinderheims betreuen. Im Oktober 1919 beginnt die dreijährige Ausbildung des ersten Jahrgangs. Er schließt im Sommer 1923 ab. Aus diesem Anlass werden die Absolvent\*innen des ersten Jahrgangs von einem der ihnen, Wilhelm Zvacek, im Park des Schlosses Schönbrunn fotografiert (s. Abb. 8).

Aufgrund der hohen Kosten, die dem Verein *Kinderfreunde* entstehen, wird die Schule 1925 geschlossen. Insgesamt absolvieren 85 Frauen und Männer die vollständige dreijährige Ausbildung; weitere 40 erhalten eine Kurzausbildung in Abendkursen. Die Lehrenden sind prominente Mitglieder der SDAP oder stehen ihr nahe. Dr. Alfred Adler, auch im Wiener Stadtschulrat unter seinem Geschäftsführenden Präsidenten Otto Glöckel sehr einflussreich, unterrichtet das Fach Psychologie. Ich nehme an, dass er vor allem Grundzüge seiner »Individualpsychologie« lehrt.<sup>41</sup> Neben ihm unterrichtet Wilhelm Jerusalem Psychologie.<sup>42</sup> Die Ärztin Dr. Jenny Adler unterweist wie der Hausarzt Dr. Hein-

40 Arbeitsgemeinschaft für sozialistische Erziehung in Wien-Schönbrunn, Ein sozialistisches Kinderheim in Österreich. In: Das proletarische Kind 1 (1921), Nr. 3, 11–14, Nr. 4, 10–12, Berlin 1921.

41 Alfred Adler (1870–1937), 1895 Promotion zum Dr. med.; ab 1907 Teilnahme an der psychoanalytischen Mittwochsgesellschaft Sigmund Freuds; im gleichen Jahr erscheint Adlers »Studie über Minderwertigkeit von Organen«, die zusammen mit dem Buch »Über den nervösen Charakter« aus 1912 als Gründungstext der Individualpsychologie gilt. Nach inhaltlichen Differenzen mit Freud bildet Alfred Adler 1911 mit neun weiteren Analytikern die Gesellschaft Freier Psychoanalytiker (später Verein für Individualpsychologie). Von 1914–1916 dient Adler als Militärarzt in Krakau, Brünn und Wien; 1920 wird er Direktor der ersten Klinik für Kinderpsychologie in Wien und lehrt am Pädagogium der Stadt Wien; seine Vorträge an Wiener Volkshochschulen werden 1927 unter dem Titel »Menschenkenntnis« veröffentlicht; 1926 Vorlesungen in den USA; 1934 Emigration in die USA; Gastprofessur an der Columbia University, ab 1932 am Long Island College. 1935 erscheint erstmals das englischsprachige *International Journal of Individual Psychology*. Auf einer Vortragsreise in Europa stirbt Alfred Adler im Mai 1937 in Aberdeen, Schottland. Vgl. Alfred Adler, Praxis und Theorie der Individualpsychologie (1920), Frankfurt a.M. 1974. Bernhard Handlbauer, Die Entstehungsgeschichte der Individualpsychologie Alfred Adlers, Wien/Salzburg 1984.

42 Wilhelm Jerusalem gründet 1907 mit Rosa Mayreder, Max Adler, Rudolf Goldscheid, Ludo Hartmann, Karl Renner, Rudolf Eisler, Josef Redlich und Michael Hainisch die »Soziologische Gesellschaft«, die bis in die 1920er Jahre eine rege Vortrags- und Publikationstätigkeit entfaltet. Jerusa-

rich Keller die Studierenden in »Gesundheitslehre«. Der Frauenarzt Dr. Karl Kautsky jun. unterrichtet »Hygiene«, der Philosoph Dr. Max Adler<sup>43</sup> führt die Studierenden in Grundzüge der Soziologie und des Historischen Materialismus ein; der Volksschullehrer und Kinderfreunde-Funktionär Anton Tesarek unterrichtet pädagogische Praxis an der Grundschule, Otto Felix Kanitz, zunächst noch Student der Psychologie, lehrt »Lebenskunde«. Grete Haller-Kuhe und Hans Mandl übernehmen »Kunsterziehung«. Mathematik und Naturgeschichte lehrt Ferry Nansen. Marianne Pollak<sup>44</sup> unterrichtet Englisch, Selma Schein »Schwedisch Turnen«, ein Gegenkonzept zum militarisierten Turnunterricht an öffentlichen Schulen. Ellinor Tordis bringt den Studierenden Kenntnisse in Tanz und Bewegung bei, der junge Pianist Rudolf Serkin<sup>45</sup> Kenntnisse der Musik. Egon Stuart Willfort leitet den Gesangsunterricht. Geographie unterrichtet zeitweise Professor Hans Slanar. Der Dichter Josef Luitpold Stern<sup>46</sup> und Hermine Weinreb, eine Funktionärin der *Kinderfreunde*, führen in die Literaturgeschichte ein.<sup>47</sup>

Was wird aus den Absolvent\*innen? Wohl die allermeisten arbeiten eine Zeit lang in den Horten und Ferienheimen (»Ferienkolonien«) der *Kinderfreunde* in Wien und in Niederösterreich. Dies ist auch im Sinn des Trägervereins. Doch ist es unmöglich, alle Absolvent\*innen anzustellen. Einige arbeiten eine Zeit lang unentgeltlich.

---

lem befasst sich mit der philosophischen Richtung und Methode des Pragmatismus und übersetzt dessen Hauptwerk, William James, *Der Pragmatismus*, ins Deutsche. Vgl. Jürgen Habermas, *Über Wilhelm Jerusalem*. In: Habermas and Pragmatism, hg. von Mitchell Bookman/Myra Kemp, Cathy Aboulafia, London/New York 2002. Nach dem Ersten Weltkrieg wird Jerusalem a.o. Professor für Philosophie und Pädagogik, 1923 o. Professor für Philosophie und Pädagogik an der Universität Wien.

- 43 Max Adler (1873–1937), Jurist, Rechtsanwalt, Abgeordneter zum Landtag von Niederösterreich (1919 bis 1921), ab Sommer 1919 Lehrer an der Schönbrunner Erzieherische; 1920 habilitiert an der Universität Wien; a.o. Univ.-Professor für Soziologie und Sozialphilosophie; »Volksbildner« an Volkshochschulen und an der Arbeiterhochschule; von 1904 bis 1925 mit Rudolf Hilferding Herausgeber der *Marx-Studien*. Vgl. Max Adler, *Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung*, Wien 1924; ders. *Kant und der Marxismus*, Berlin 1925; ders., *Lehrbuch der materialistischen Geschichtsauffassung*, 2 Bände, Berlin 1930/1932. Vgl. auch Alfred Pfabigan, *Max Adler. Eine politische Biographie*, Frankfurt a.M. 1982.
- 44 Marianne Pollak (1891–1963), geborene Springer, ist ausgebildete Sprachlehrerin in Französisch und Englisch. Von 1919 bis 1923 unterrichtet sie in der Schönbrunner Schule Englisch. Ab 1915 ist sie mit Oscar Pollak verheiratet; 1923 zieht Marianne Pollak mit ihrem Mann nach London, wo sie zwei Jahre als Sekretärin Friedrich Adlers arbeitet, der von London aus den Aufbau der *Sozialistischen Arbeiterinternationale* betreibt. 1925 kehren Marianne und Oscar Pollak nach Wien zurück und werden Herausgeber der sozialdemokratischen Zeitschrift *Das kleine Blatt*. Marianne Pollak arbeitet auch für die *Arbeiter-Zeitung*, deren Chefredakteur Oscar Pollak ist. Sie engagiert sich in der Frauenbewegung. Vgl. Michaela Schneider, *Schreiben für den »neuen Menschen«*. Die sozialdemokratische Journalistin und Politikerin Marianne Pollak, 1891–1963, Wien 2000.
- 45 Rudolf Serkin (1903–1991), Schüler von Arnold Schönberg jüdisch-russischer Herkunft; 1933 Emigration in die Schweiz, 1939 in die USA; vgl. Hörner, Serkin Rudolf, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 24, Berlin 2010, 268f.; Lehmann, Faber, *Rudolf Serkin. A Live*, New York 2002.
- 46 Josef Luitpold Stern (1886–1966) stammt aus einer assimilierten jüdischen Wiener Familie. Er studiert Rechtswissenschaften in Wien und Heidelberg. Nach 1918 wird er Leiter der sozialdemokratischen Bildungszentrale.
- 47 Vgl. Heinz Weiss, *Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule*, Wien 2008, 25–27.

*Abb. 8: Absolvent\*innen der Schönbrunner Schule für sozialistische Erzieher\*innen am Ende ihrer Ausbildung 1923. Sitzend 2.v.l. Anton Tesarek, 2.v.r. Otto Felix Kanitz mit einem kleinen Buben aus dem der Schule angeschlossenen Kinderheim. Photograph ist der Absolvent Willi Zvacek.*



In den von Julius Tandler verantworteten Fürsorgeerziehungsheimen der Stadt Wien (s. Kapitel 2) finde ich keine Absolvent\*innen der Schönbrunner Erzieher\*innen. Einzig der Absolvent Alois Jalkotzy wird in den 1950ern die Leitung der größten Wiener Erziehungsanstalt im niederösterreichischen Eggenburg übernehmen. In einem seiner wenigen Texte ist vom Idealismus des Otto Felix Kanitz und der Schönbrunner\*innen nichts mehr zu bemerken.<sup>48</sup> Erziehungs- und Kinderheime der Stadt Wien stellen keine Absolvent\*innen der Schönbrunner Schule ein, da die Ausbildung von staatlicher Seite nicht anerkannt ist.<sup>49</sup>

### 3.5 Rote Falken

In der folgenden Skizze der »Dispositionen« älterer Buben, die eine erfolgreiche »sozialistische« Erziehung zu berücksichtigen habe, formuliert der Volksschullehrer und sozialistische Erzieher Anton Tesarek (in Abb. 8 sitzend 2.v.l.) seine Sicht auf die »Gassenjungen«. Auf Mädchen geht er nicht ein. Gassenjungen seien »wild«, »unzivilisiert«,

48 Vgl. Alois Jalkotzy, Verdorbene Jugend? Einige Hinweise auf Pathologie und Therapie der Jugendkriminalität. In: Die öffentliche Fürsorge, hg. vom Wiener Magistrat, Abteilung 12, Erwachsenen- und Familienfürsorge, 1/1953, 17–48.

49 Heinz Weiss, Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule, Wien 2008.

aber »erziehbar«. Ihre Fähigkeiten seien für die sozialdemokratische Bewegung nützlich, sofern auf autoritäre Maßnahmen verzichtet wird. Romantisierend schreibt Tesarek von kleinen Höhlenmenschen, scheinbar »vollgestopft mit asozialen Trieben«. Was er wie so viele wohlmeinende Pädagogen übersieht ist, dass »Gassenjungen« viele Aufgaben für Eltern und Geschwister übernehmen, die Verantwortung und Pflichtgefühl, Mut und Ausdauer erfordern. Tesarek idealisiert ein »wildes Kind« vor aller Erziehung und ohne irgendwelche Pflichten.

»Buben in dem Alter bilden gewöhnlich einen kleinen Kreis, der sich fest zusammenschließt; *nur Buben kommen zusammen*. Wird einmal ein Mädels zugelassen, so ist das für sie die höchste Ehrung, die überhaupt zu vergeben ist. Dann gibt es selbsterfundene Geheimsprachen (Wer von uns alten »Gassenjungen« kennt nicht mehr die »B«-Sprache, die »Erbsen«-Sprache...?), die nur im eigenen Freundeskreis gesprochen werden. Man ist gegen die Erwachsenen und gegen die kleineren Kinder rüpelhaft und egoistisch, gegen die eigenen Kameraden aber voll tiefer Hingabe. [...] Tausend geheimnisvolle Dinge wollen erlebt sein: Eine Nacht im Walde; in einem Zelt schlafen, im dunklen Keller zwei Stunden sitzen und warten [...], im ausgemauerten Kanal des Wienflusses eine Expedition veranstalten... Eben tausend Dinge gibt es und noch mehr und alle locken unendlich. [...] Die Wünsche machen diesen Lebensabschnitt zu einer harten, vielleicht erwünschten *Kampfzeit*. So vieles steht ihnen entgegen: der Park (und was ist auch ein Park gegen einen richtigen Wald...!) gehört den Kleinkindern und den alten Leuten, die Straße dem Verkehr. Beide haben starke und rücksichtslose Hüter: den Parkwächter und den Wachmann. Das sind dann »Feinde«, die mit List und Geschicklichkeit, aber auch mit dem Hohn und Spott eines »Wilden«, eines *Urmenschen*, bekämpft werden. So – und diese Ausführungen sind skizzenhaft dürftig – sieht unser Junge, unser Gassenjunge aus: Daß nun diese Buben, scheinbar vollgepfropft mit *asozialen Trieben* (sie kennen nur ihre kleine »Horde« und sich), mit scheinbar rohen und brutalen Kampfinstinkten, sich nicht so leicht »erfassen« und »erziehen« lassen, wird vielleicht klar geworden sein.«<sup>50</sup>

Künftige Erfolge der Erziehungsbewegung hängen nach Tesareks Meinung vor allem an der Erziehung der Gassenbuben. Die Behauptung, Mädchen würden nicht in die Gruppe der Jungen aufgenommen, widerspricht anderen Erzählungen. Die Doktorandin der Pädagogischen Psychologie, Margarete Rada, beobachtet im Schuljahr 1926/27 in einem von ihr namentlich nicht genannten »Wiener Industriebezirk« Mädchen im Alter zwischen elf und dreizehn Jahren. Ihre Erhebung in vier Schulklassen und bei 120 Mädchen ergibt, »dass 42 Prozent der Mädchen »auf der Gasse« ihre Vergnügungen finden.«<sup>51</sup> Allerdings halten sie sich meist in der Nähe des Wohnhauses auf, weil sie jüngere Geschwister behüten: »[...] die großen Mädchen führen oder tragen ihre kleinen Geschwister spazie-

50 Anton Tesarek, *Wege zur Kinderbewegung*. »Rote Falken«. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: *Sozialistische Erziehung*, 5/8-9 (1925) 222.

51 Margarete Rada, *Das reifende Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt*, Dissertation Universität Wien (Typoskript), Wien o.J. (1929/30), veröffentlicht als: dies., *Das reifende Proletariermädchen*. Ein Beitrag zur Umweltforschung, Wien/Leipzig 1931, 122.

ren.«<sup>52</sup> Dies zeigt auch die Fotografie einer Kindergruppe in Favoriten (s. Abb. 9 in Kapitel 3.7).

Mag sein, dass Tesarek nur Buben im Sinn hat, weil er Mädchen dem Haushalt und den häuslichen Aufgaben zuordnet. Aber auch Buben sind von der Pflicht, auf jüngere Geschwister zu achten, nicht befreit. Die Geschwister Auer wandern zu einer Wiese und einem Brunnen im Wiener Wald oder sie gehen zum Wien-Fluss, der von der Wohnung etwa einen einstündigen Fußmarsch entfernt ist.<sup>53</sup> Buben und Mädchen, die oft noch gar nicht schwimmen können, gehen dort bis zu den Knien ins Wasser. Sie stauen das Wasser mit einem Brett und ein paar Steinen auf. Der Wienfluss-Aufseher kennt keinen Spaß. Immer wieder fischt er das Brett mit einer langen Stange aus dem Wasser oder lässt es davonschwimmen. Offenbar kommt kein städtisches Terrain, und sei es nur seichtes Wasser, ohne eine magistratische Autorität aus. Dass der Zugang zum Wienfluss vor Öffnung der Schleusen und bei Hochwasser gesperrt werden muss, versteht sich hingegen von selbst. Erst im letzten Tageslicht kehren die Auer-Kinder nach Hause zurück. Sie waschen sich und legen sich schlafen. Die Eltern kommen meist erst spät von der Arbeit nach Hause.

Anton Tesarek sucht nach einer geeigneten Form, die Buben in die Organisation der Kinderfreunde einzubeziehen, um sie zu »zivilisieren«. Bürgerlich-liberale und christliche Familien hätten dafür schon eine Lösung gefunden, die Pfadfinder. Tesarek sieht darin ein Modell, die »wilden« Buben einzufangen, ihren Wünschen nach Abenteuern zu entsprechen und sie zugleich in eine Gemeinschaft zu integrieren.

»Da ist die Romantik des Urmenschen; da ist der Führer, den man anerkennt und dessen Rat unbedingt folgt, mit dem man tausend Abenteuer erlebt. (Wo man glücklich ist, einem Führer gehorchen zu dürfen.) Wo die kleine Horde ist, in der man sich unter Gleichen verstanden fühlt, wo man unter Gleichen ein Held sein kann.«<sup>54</sup>

»Was war bis jetzt unser Gassenjunge? Ein kleiner, verfolgter Wilder, der seine Unterdrückung schließlich durch Spott und Hohn vergalt. Auf einmal ist er anerkannt, gewürdigt, hat einen geliebten Aufgabenkreis, den er täglich selbst erweitern, vergrößern möchte. Es ist dann selbstverständlich, daß auf einmal ein Gebot da ist: »Jeden Tag ein gutes Werk«. Und diese Jungen erkennen es an, sind stolz darauf: »Ich gehöre auch dazu!«<sup>55</sup>

Wie die sozialdemokratische Abgeordnete zum Parlament, Therese Schlesinger, distanziert sich auch Tesarek von der im Ersten Weltkrieg boomenden vormilitärischen Er-

52 Ebd., 120.

53 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

54 Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falken«. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: Sozialistische Erziehung, 5/8-9 (1925), 223; meine Hervorhebungen.

55 Ebd.

ziehung.<sup>56</sup> »Sozialistische Erziehung« forcieren die Auseinandersetzung mit einer nicht näher erläuterten »modernen Umwelt«, die Tesarek die »Welt des Proletariats« nennt.

»Natürlich werden wir vorsichtig sein und selbstverständlich alle Symbole, Spiele, Uniformen, Führereinteilungen usw., die etwa unsere Antikriegspropaganda stören oder irgendeinen der Grundsätze unserer Erziehungsarbeit verletzen, ablehnen. Die Form der seelischen Entwicklung der ›Gassenbuben‹ ist gegeben; von den Pfadfindern richtig gesehen. Den Inhalt werden wir der ›modernen Umwelt‹, der Welt des Proletariats entlehnen.«<sup>57</sup>

Diesen Überlegungen folgend, gründet Anton Tesarek 1925 die *Roten Falken* als Teilorganisation der Kinderfreunde. Offenbar sind zunächst nur Buben zwischen 10 und 15 Jahren bei den Roten Falken. 1928 und in den folgenden Jahren ist allerdings auch von einer Vorgruppe für die acht bis zehnjährigen Kinder, von »Nestfalken« oder auch »Jungfalken« die Rede, die auch Mädchen aufnehmen. Nach ein oder zwei Jahren wechseln sie in eine Rote-Falken-Gruppe. Lotte Sontag gehört einer solchen Gruppe an.

»Mit acht Jahren kam ich zu den sogenannten *Nestfalken*. Das waren die Allerkleinsten. So hat sich mein Spiel und meine Tätigkeit mit dem Alter dann auch mehr dorthin verlegt. Erstens einmal in die Gruppe und zweitens am Wochenende nicht mehr nur beim Thury-Hof,<sup>58</sup> sondern man ist gemeinsam irgendwo hinausgegangen, und zwar zu Fuß. [...] Entweder hinunter in die Kuchelau oder wir haben Ausflüge in den Wienerwald gemacht. Nach Nussdorf, nach Neustift am Walde, Pötzleinsdorf. [...] In der Marktgasse war der Bezirk neun der Roten Falken, wo ich begonnen habe. [...] Unsere Führer waren ja doch um zehn oder fünfzehn Jahre älter. Die haben uns immer sehr schöne Sachen erzählt oder vorgelesen, also kulturell und politisch. Zum Beispiel waren wir wahnsinnig stolz, daß es eine sozialistische Revolution in Rußland gegeben hat. Da haben wir eine Wandzeitung gehabt: Ein Sechstel der Erde ist unser. [...] Die Gruppe hat so zusammengehalten und die Kinder waren so freundschaftlich zueinander. Bei jedem Ausflug [...] haben wir auch gemeinsam gegessen, obwohl einige überhaupt nichts gehabt haben. Das werde ich nie vergessen. Ich finde, das ist eine Solidarität, die sich dann durch mein ganzes Leben weiter verfolgen ließ. Und zwar war das so: Sagen wir fünfzehn Kinder dieser Gruppe haben sich getroffen, sind rausmarschiert und nach ein paar Stunden haben wir gesagt: Also wann machen wir endlich *Proviantur*? Wir haben schon so einen Hunger! Und jeder, der in seinem Rucksack etwas hatte, egal ob das nur trockenes Brot war oder ein Butterbrot oder ein gebackenes Schnitzel oder ein paar Stück Zucker oder eine Gurke – das wurde alles in die Mitte gelegt. Zwei wurden gewählt, die die *Proviantur* gemacht haben. Und aus diesem Essen hat man fünfzehn gleichwertige Portionen (gemacht), wo jeder dasselbe bekam. [...] So dass wirklich je-

56 Zur Geschichte der Boy-Scout-Bewegung vgl. John R. Gillis, *Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen in Europa von der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Basel 1980.

57 Anton Tesarek, *Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falken«*. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: *Sozialistische Erziehung*, 5/8-9 (1925), 224.

58 Thury-Hof, ein Gemeindebau am Alsergrund, Wien 9, Marktgasse 3–5.

der dasselbe gegessen hat. Das war ein sehr angenehmes und gutes Gefühl, muss ich sagen.«<sup>59</sup>

Was der Philosoph Max Adler neokantianisch formuliert, wird das Credo »sozialistischer Erziehung«: Der neue, sozialistische, gemeinschaftsfähige Mensch sei nur durch Erziehung hervorzubringen.<sup>60</sup> Dabei sei an das erst aufkeimende Klassenbewusstsein der Kinder anzuknüpfen. Die Führer der *Roten Falken* seien »wohl älter, aber jung genug [...], um ›Gassenjungen‹ ganz zu verstehen.« Das Wappentier der Organisation, der Falke, stehe für die Grundwerte und für die Anlagen, die Tesarek in den männlichen ›Gassenjungen‹ entdeckt haben will: »wild, »edel« und »treu« seien ihre natürlichen, »instinktiven« Anlagen; wenn die Organisation diese Anlagen entsprechend *kultiviere*, könne ein neuer, gemeinschaftsfähiger (»sozialistischer«) Mensch entstehen. In Rousseauscher Dialektik spricht Tesarek von einer »wilden Natur« der ›Gassenjungen‹, die sich zivilisieren lasse. Von den Mädchengruppen, die ab 1928 bezeugt sind, spricht er nicht. Die Kinder- und Jugendarbeit soll der sozialdemokratischen Bewegung treue Anhänger\*innen verschaffen, aber auch – so kann das folgende Zitat aus dem *Rote Falken Buch* interpretiert werden – eine disziplinierte und gesunde Jugend hervorbringen. Trotz aller antimilitaristischen Beteuerungen wird der erwünschte öffentliche Auftritt der Roten Falken dann doch in proto-militärischer Sprache beschrieben. Und vielleicht ist auch das ein Grund, warum Tesarek Mädchen nirgends erwähnt. Es gehe um eine »straffe Zucht« und hellwache Aufmerksamkeit, und um einen ominösen, künftig zu erringenden »Sieg« des Proletariats, das vage Versprechen einer nur kollektiv zu erreichenden Emanzipation aus Armut und Mangel.

»Rote Falken-Art ist es, in allen Dingen *straffe Zucht* zu halten. Ihr wißt, daß das Proletariat nur dann siegen kann, wenn jeder einzelne zur Sache steht und sich *freiwillig unterordnet*. Drum heißt auch ein Gebot von uns: ›Der Rote Falke führt stets die Anordnungen seines selbstgewählten Führers aus.‹ *Zucht und Ordnung* zeigt sich nach außen. Gruppen und Horden marschieren in allen Orten geschlossen. Es gibt einen Ruf: ›Achtung!‹ Wenn dieser gegeben wird, so steht jeder Rote Falke *straff* und aufmerksam da. Jede Bewegung, jedes Sprechen wird dann unterlassen.«<sup>61</sup>

In der *straffen Zucht* repräsentiert sich der wehrhafte männliche Teil einer imaginierten, künftigen, sozialistischen Ordnung. Uniformierung und Marschformation sollen die Kraft der Sozialdemokratie demonstrieren, »wilde« Buben in die Ordnung der Gemeinschaft zu integrieren.

59 Interview 70 mit Lotte Sontag (Brainin), geboren 1920 in der Brigittenau, Wien 20.

60 Max Adler, *Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung*, Berlin 1924.

61 *Rotes Falkenbuch*, zitiert nach Kinderland, 1926, 1129.

### 3.6 Das Settlement in Ottakring

Marie Lang, eine Vertreterin der (ersten) österreichischen Frauenbewegung, lernt bei einer Konferenz in London die Settlement-Bewegung kennen.<sup>62</sup> Zurück in Wien, überzeugt sie eine Gruppe junger Leute, Frauen und Kinder in Vororten mit einem hohen Arbeiteranteil in ihrer Haushaltsführung und in der Kinderpflege zu beraten. Anfang 1901 gründet sie mit Marianne Hainisch (1839–1936; Mitbegründerin der ersten bürgerlichen Frauenbewegung in Österreich und Mutter des Bundespräsidenten Michael Hainisch) und Else Federn (1874–1946, Fürsorgerin) das *Wiener Settlement*.<sup>63</sup> Ein Heim für Arbeiterkinder soll errichtet werden, um alleinerziehende Frauen zu entlasten. Damit folgt das Wiener Settlement dem Vorbild der *Toynbee Hall* im Londoner Arbeiterviertel Whitechapel.

Von den Formen der Familienfürsorge Tandlers unterscheidet sich das Ottakringer Settlement durch Freiwilligkeit und Freundlichkeit im Umgang mit den besuchten Frauen und Kindern. Den Initiatorinnen gelingt es, junge Bürger\*innen für ehrenamtliche Sozialarbeit zu begeistern. Der konservative Sozialdemokrat und erste Staatskanzler der Republik, Karl Renner, wird Präsident des Vereins Settlement, die Fürsorgerin Else Federn wird Direktorin. Karl Kuffner aus der Industriellen-Familie Kuffner<sup>64</sup> stiftet ein Haus mit Garten und zwei weitere Häuser in Ottakring. Hier richtet der Verein ein Tagesheim für 40 Kinder zwischen sechs und 14 Jahren ein. Viele von ihnen haben ihre Väter im Krieg verloren. Junge Mitglieder des Vereins betreuen sie an Nachmittagen und helfen mit Kleiderspenden und Nahrungsmitteln. Sie unternehmen *Hausbesuche* und veranstalten *Elternabende*. In den Jahren des Ersten Weltkriegs versorgen sie die Kinder mit warmen Mahlzeiten, in den Sommermonaten organisieren sie Ferienlager. Über das internationale Netzwerk der Bewegung organisiert der Verein die Verschickung von mehreren Tausend Wiener Kindern nach Schweden, Dänemark, Holland und in die Schweiz.

62 Arnold Toynbee (1852–1883), britischer Wirtschaftshistoriker, nicht zu verwechseln mit seinem Neffen, dem Universalhistoriker Arnold Joseph Toynbee (1889–1975). Samuel Augustus Barnett und Henrietta Barnett gründen 1884 nach der Idee Toynbees das erste University Settlement, das bald nach Toynbees frühem Tod in Toynbee Hall umbenannt wird; ein Zentrum für soziale Reformen in London, Whitechapel. Studierende aus der Ober- und Mittelklasse ziehen in ein Londoner Arbeiter-Viertel, um Bildungs- und Sozialarbeit zu leisten. Dies regt die Settlement-Bewegung in mehreren Ländern an. 1916 wird das Arnold Toynbee House in New York gegründet, später umbenannt in Grand Street Settlement.

63 Vgl. Else Federn, Settlement in Österreich, in: Dokumente der Frauen 4 (1901) 19, 596–605; dies., Zehn Jahre Settlement-Arbeit in Wien (Selbstverlag der Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge, o.J. (1911?).

64 Jakob bzw. Jacob (1817–1891) und Ignaz Kuffner (1822–1882) übernehmen 1850 in Ottakring, damals ein Vorort im Westen Wiens, die Ottakringer Brauerei und bauen sie zu einer der leistungsstärksten der österreichisch-ungarischen Monarchie aus. Ignaz wird Bürgermeister von Ottakring und gründet mehrere humanitäre Anstalten. 1878 wird er in den österreichischen Adelsstand erhoben. Ignaz' Sohn Moriz von Kuffner (1854–1939) gründet die heute noch bestehende Kuffner-Sternwarte in Wien. Der zweite Sohn Jacobs, Karl Kuffner (1847–1924), zieht nach Ungarn und wird Großindustrieller in der Landwirtschaft. Er betreibt unter anderem eine Zuckerfabrik in Diószeg im Komitat Pressburg und fördert Marie Lang, eine Leitfigur der Wiener Frauenbewegung um die Jahrhundertwende.

Angesichts einer großen Zahl von Witwen nach gefallenen Soldaten und Offizieren setzen sich die Funktionäre des Vereins, vor allem Else Federn, dafür ein, ledigen und verwitweten Müttern die gesetzliche Vormundschaft *zuzusprechen*, wohl der bedeutendste Unterschied zur Fürsorgepolitik Tandlers. Die Mitglieder des Ottakringer Settlement trauen ledigen und verwitweten Frauen durchaus zu, ihre Kinder selber, ohne das Jugendamt und ohne Berufsvormund zu erziehen. Sie wollen die Frauen stärken, und weder kontrollieren noch bevormunden. Heute würde man von *empowering* sprechen.

Vom Settlement gehen auch Anregungen für die Familien- und Fürsorgepolitik der Stadt Wien aus. Das »friendly visiting« von Müttern wird im städtischen Fürsorgesystem zum »Hausbesuch« der Fürsorgerinnen. Die Sprengelfürsorgerinnen des Jugendamtes gehen auf die Suche nach unzulänglich pflegenden Müttern und vernachlässigten Kindern. Bei »begründetem Verdacht« nehmen sie den Eltern ein Kind oder mehrere Kinder ab (s. Kapitel 2.7). Die freiwilligen Mitarbeiter\*innen des Settlement hingegen beraten freundlich und ohne jede Drohung, auch ohne polizeiliche Assistenz. Ihr Kinderheim in Ottakring ist ein Tagesheim, in dem erwerbstätige Mütter ihre Kleinkinder und Schulkinder während des Tages gut betreut wissen. Es wäre, meine ich, das weitaus bessere Modell für eine »Familienfürsorge«, die ihren Namen verdient.

Mit dem raschen Ausbau des städtischen Fürsorgesystems ab 1920 erwächst dem Verein Settlement eine Konkurrenz, mit der ein privater Verein unmöglich mithalten kann. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter\*innen ziehen sich von den Hausbesuchen zurück und konzentrieren sich auf Bildungs- und Beratungsarbeit. Kurz vor dem Anschluss Österreichs im März 1938 sehen sich der Unternehmer Moritz Kuffner, seine Familie und auch einige Mitarbeiter\*innen der Settlement-Bewegung zur Emigration gezwungen. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs und dem Ende des Krieges organisiert sich die Wiener Settlement Bewegung neu und widmet sich neuen Aufgaben.

### 3.7 Erinnerungen an das Leben auf der Gasse

In der Gruppe der Gassenkinder anerkannt und respektiert zu werden setzt die praktische Beherrschung ungeschriebener Regeln voraus. Was Kinder hier lernen, ist die Ungleichheit nach dem Geschlecht, aber auch nach ethnischer Herkunft und Kultur, die Verschiedenheit der Muttersprachen und der Dialekte, und die Vorstellung von verschiedenen, überlegenen und unterlegenen Rassen. Das Leben auf der Gasse ist also ein Spiegel und eine Schule der patriarchalen Klassen- und Rassengesellschaft, kein romantischer Ort der Freiheit und Gleichheit. Was Kinder hier schon binär konstruiert vorfinden, nehmen sie als bare Münze. Die Naturalisierung der Unterschiede bestimmt auch ihre Welt. Aber schon aus Gründen der Selbsterhaltung lernen Kinder ihre eigenen Formen von Solidarität und Hilfeleistung. Dazu braucht es nicht unbedingt eine politische Organisation. Einiges davon zeigt sich, genau besehen, im Gruppenbild eines Wanderfotographen.

### 3.7.1 Kinder eines Zinshauses. Fotoanalyse

Fotographische Aufnahmen von autonomen Kindergruppen werden zumeist von professionellen Wanderfotographen hergestellt. Wie sich gleich zeigen wird, ist eine solche Fotografie kein Schnappschuss im heutigen Sinn. Sie ist aufwändig und sorgfältig inszeniert. Das Foto habe ich in einem etwas zerknitterten Zustand aus der Fotoschachtel von Hermine Goldnagl genommen und von ihr geschenkt bekommen.

An einem Nachmittag im Frühling des Jahres 1921 versammeln sich Kinder eines Zinshauses in Favoriten, um für eine Fotoaufnahme zu posieren. Dazu gibt mir Hermine Goldnagl<sup>65</sup> wichtige Informationen. Sie ist auf dem Bild in der letzten Reihe als dritte von rechts zu sehen. Wie ihre jüngere Schwester Rosi in der Mitte der ersten Reihe hält sie ein Kaninchen auf dem Arm. Vor der ersten Reihe posieren zwei Burschen halb liegend. Vor ihnen sitzt ein Hund. Die Gestalt der Gruppe kommt nicht von ungefähr. Sie folgt unter anderem dem Prinzip, ein Symbol für die Gruppe vor ihr zu platzieren. In diesem Fall sind dies zwei Burschen und ein Hund. Links vom Hund (aus der Sicht des Bildbetrachters) posiert der Sohn des Hausherrn, rechts sein bester Freund. Dies wüsste ich freilich nicht, hätte es mir nicht Frau Goldnagl erzählt.<sup>66</sup>

Abb. 9: Kinder aus dem Zinshaus Knöllgasse 8, Favoriten, 1921.



Als einziger von allen Buben trägt der Sohn des Hausherrn einen Anzug, ein sauberes Hemd mit ausgelegtem Schillerkragen und hohe, lederne, gebundene Schuhe. Sein ungefähr gleichaltriger Freund hingegen ist barfuß und trägt ein helles Hemd und bis zu den Knien reichende Hosen (»Knickerbocker«).

65 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

66 Ebd.

In der ersten, zweiten und dritten Reihe haben Kinder und Jugendliche unterschiedlichen Alters stehend oder auf Stühlen und Hockern Platz genommen. Einige Mädchen fallen durch ihre sehr ähnlichen Frisuren auf; drei von ihnen halten jeweils ein Kaninchen im Arm. Das lange Haar ist bei diesen Mädchen auf die genau gleiche Weise in Zöpfchen geflochten, die am Hinterkopf (vermutlich) zu einem Knoten verflochten und mit Haarnadeln befestigt sind. Drei Buben tragen hoch geschlossene, zu große Jacken. Warum sind ihre Jacken aus dickem Stoff an einem warmen Frühlingstag bis oben zugeknöpft? Ich vermute, sie verdecken das Fehlen sauberer Hemden. Die Buben in den Reihen eins, zwei und drei tragen kurze oder knielange Hosen und Schuhe. Die kleineren Mädchen tragen einfache Sackkleider. In der letzten Reihe stehen am linken und rechten Rand ältere Mädchen, die jeweils ein Kleinkind auf dem Arm tragen, vermutlich ihre kleinen Geschwister. Auffällig sind die sehr ähnlichen Kleider von drei Mädchen in der Mitte der letzten Reihe. Das vielleicht älteste und größte Mädchen trägt eine große Masche im Haar. Links und rechts von ihm stehen zwei jüngere Mädchen in ähnlicher Kleidung. Von Frau Goldnagl weiß ich, dass diese drei Mädchen die Töchter des Hausbesitzers sind.

Dass der Sohn des Hausherrn vor der Gruppe posiert, während seine Schwestern in der letzten Reihe stehen, zeigt, dass sich mindestens drei bestimmende Differenzen in der Komposition des Gruppenbildes überschneiden: die der Geschlechter, der materiellen Ressourcen der Herkunftsfamilien und des Alters der Kinder. Für den Sohn des Facharbeiters ist die Freundschaft mit dem Sohn des Hausherrn gewiss eine wertvolle und nützliche Beziehung. Wahrscheinlich teilen die Freunde den Hund und geben abwechselnd auf ihn acht.

Die Gestalt der Gruppe ist das Ergebnis einer Inszenierung, die etwas über das Alltagsleben vor und nach der Fotoaufnahme aussagt. In praxeologischer Perspektive ist die Gruppe das für die Augenblicke der Fotoaufnahme stillgestellte sozial-kulturelle System, in dem sich ästhetische, geschlechtliche, materielle und altersbedingte Differenzen und Zugehörigkeiten in unzähligen Begegnungen und Verrichtungen tagtäglich herstellen und bestätigen, gewiss nicht ohne Konflikte, aber auch in solidarischer Weise. Einer Gruppe wie dieser eine Zeit lang anzugehören und dies durch ein Bilddokument zu bezeugen, ist nicht nur für die Erinnerung an die eigene Kindheit von Bedeutung, es ist auch ein Dokument für die nachbarschaftlichen Beziehungen im Haus. Mütter posieren zwar nicht vor der Kamera, aber zusammen mit dem Wanderfotographen tragen sie dazu bei, die Kinder bestmöglich zu kleiden und zu frisieren, die Sessel und Hocker herbeizuschleppen, die Reihen zu ordnen und die Gestalt der Gruppe nach in ihr nicht besprechbaren, oft gar nicht bewussten und doch wirksamen Kriterien zu konfigurieren.

### 3.8 Das Theater der Gasse

Ein Wachmann streift mit seiner Pickelhaube, einem schwarz-ledernen Helm, dessen metallische Spitze in der Sonne glänzt, durch das Revier. Teils zum Spaß und aus Übermut, teils aus Angst, von ihm abgemahnt oder bestraft zu werden, verstecken sich Kinder vor ihm in Hauseinfahrten und hinter Hausecken. Als ein Wachmann auf der Gasse spielenden Buben ihren aus Stoffresten zusammengenähten Fußball wegnimmt, in seine Uniformjacke steckt und eine große Beule vor seiner Brust zu sehen ist, rufen ihn

die Buben fortan »Fetzenbrust!«. Ihm und anderen magistratischen Autoritäten wie dem »Weanschani« (offiziell: Wienflussaufseher) geben die Buben Schimpfnamen, die die von ihnen empfundene Bedrohung mit dem Mittel der Anrufung oder Appellation (s. Kapitel 4.11) verkleinern. Diese Praxis findet sich auch noch bei erwachsenen Männern, wenn sie berittene Polizisten, die mit gezogenen Säbeln auf sie zureiten, am 15. Juli 1927 als »Schober-Husaren« beschimpfen (Schober ist der Name des Wiener Polizeipräsidenten, Husaren sind ungarische Reitereinheiten, die bis zum Ende der Monarchie in Wien in Garnison sind).

Wenn eine Glocke ertönt, laufen Hausfrauen und Kinder mit dem »Mistkistl« auf die Gasse. Der Mistbauer sammelt auf einem offenen, von zwei Pferden gezogenen Wagen den Hausmüll und bringt ihn auf eine Müllhalde am Rand der Stadt. Im September 1918 beginnen Versuche mit dem Colonia-System. Es wird die Mistbauern nach und nach abgelöst. Die Ausdehnung des Colonia-Systems auf die ganze Stadt dauert bis 1928.<sup>67</sup>

Der Spritzenmann ist eine Attraktion, die sich kein Gassenkind entgehen lässt. Langsam schreitet er dem Pferdefuhrwerk oder auch schon einem Lastkraftwagen hinterher, auf dem ein großer Wassertank montiert ist. Mit einem Schlauch besprüht er die Straßen und Gassen. In den Vororten sind viele Gassen noch nicht gepflastert. Trocknet der gewalzte Schotter (»Makadam«)<sup>68</sup> in der heißen Jahreszeit aus, wirbelt jeder Windstoß eine Staubwolke auf. Der Spritzenmann sorgt dafür, dass der Staub feucht wird, auf den Boden sinkt und dort durch seine Feuchtigkeit eine Zeit lang gebunden bleibt. In gepflasterten Gassen und Straßen spült er Pferde- und Hundekot, Zigarettenstummel und anderen Unrat in den nächsten »Gully«, einen mit einem Eisengitter abgedeckten Schacht, über den auch das Regenwasser in den Abwasserkanal fließt. Die in der warmen Jahreszeit meist nur mit kurzen schwarzen Hosen aus Kloth (auch Cloth), einem schwarz glänzenden Stoff aus Baumwolle oder Halbwolle bekleideten Buben laufen bloßfüßig neben dem Spritzenmann her und fordern ihn mit kecken Zurufen auf, ihnen ein wenig Abkühlung zu verschaffen. Es gehört zur Berufsauffassung des Spritzenmannes, ihnen hin und wieder mit einem kurzen Schlenker den Gefallen zu tun.

Ein theatralisches Ereignis bilden die *Leichenzüge*. Bis zum Verbot der Aufbahrung im Wohnhaus der Verstorbenen – eine Maßnahme der Stadtverwaltung, die der Hygiene dienen soll – bewegen sich Leichenzüge vom Wohnhaus zum nächsten Friedhof. Für Erwachsene und Kinder ist dies jedenfalls ein Anlass, ans Fenster zu laufen.

»Dieses Schauspiel, das sich so oft wiederholte und so wenig Variationen bot, lockte mich dennoch jedesmal ans Fenster. Kaum hörte ich die ersten Trauermarschklän-

67 Im September 1918 beschließt der Wiener Gemeinderat (das Stadtparlament) einen Probetrieb mit Wohnungsstandgefäßen (35 Liter Inhalt) nach dem deutschen System »Colonia« aufzunehmen, der zunächst nur den zweiten, achten und 16. Bezirk erfasst; danach entschließt sich der Gemeinderat, Müllcontainer für 90 Liter Müll für je fünf bis sieben Wohnungen bereitzustellen und den Abfall mit motorisierten Sammelwagen abzuführen. Vgl. Wien Geschichte Wiki, Stichwort Colonia-System.

68 Makadam oder Macadam ist eine mehrschichtig aufgetragene Schotterung, die bis zur Oberfläche immer feiner wird und Regenwasser einsickern lässt.

ge aus der Ferne, stürzte ich schon ans Fenster: ›Schnell schnell Großmama, a Leich kommt!‹<sup>69</sup>

Die gassenseitig gelegenen Wohnungen sind begehrt als die hofseitigen. Oft steht eine hölzerne Stufe, der *Antritt*, vor dem Fenster, der es auch bei geringer Körpergröße erlaubt, sich in bequemer Haltung aus dem offenen Fenster zu beugen und das Theater der Gasse zu genießen. Den schlichten Leichenzug nennen die Wiener\*innen »a Leich«, den prunkvollen mit Blasmusik und Weltkriegsveteranen »a *schöne* Leich«. Erwachsene und Kinder faszinieren vor allem die »*Pompfüneberer*« (vom französischen *pompe funebre*) und die mit schwarzen Straußenfedern geschmückten Pferde, die den Leichenwagen ziehen. Ihnen folgt der Zug der Trauergäste. Wird ein Hausbesitzer, wienersich ein *Hausherr* zu Grabe getragen, wird das Haustor mit schwarzem Samt oder wenigstens mit schwarzem Krepp ausgekleidet. Ein schwarz gekleideter Portier bewacht ein Kondolenzbuch, das auf einem Tischchen in der Hauseinfahrt liegt. Wird ein Offizier, ein Polizist oder ein Berufsfeuerwehrmann begraben, spielt ihm die uniformierte Musikkapelle seines Berufsstandes den Trauermarsch, gleichmäßig langsam, in Moll. Weltkriegskameraden, Veteranen, marschieren mit der Fahne ihres Regiments vor dem Leichenwagen. Sie halten den langsamen Gleichschritt, soweit sie es vermögen. Gehstöcke und Krücken schlagen Synkopen auf das Straßenpflaster. Leicht bekleidete Kinder laufen neben dem Leichenzug her und genießen das Spektakel. Es sind wohl ausschließlich verstorbene Männer, denen so viel Ehre zu Teil wird. Kindern bleibt dieser Unterschied gewiss nicht verborgen, und bald scheint er ihnen ›normal‹. Auch das Theater der Straße inszeniert und normalisiert den Patriarchalismus Tag für Tag.

Arbeitslose ziehen von Haus zu Haus und spielen »Gassenhauer«. Bewohnerinnen öffnen ein Fenster, wickeln einen Kreuzer (nach der Währungsreform vom 1. März 1925 einen Groschen) in ein Stück Zeitungspapier und werfen es einem der Straßenmusikanten zu. Passanten geben ein paar Groschen in den Hut eines Begleiters der Musikanten.

---

69 Trude Marzik, Zimmer, Kuchl, Kabinett. Leben in Wien, Wien/Hamburg 1976, 23 (Neuaufgabe 1998).

Abb. 10: Straßenmusikanten um 1930.



Militärmusikkapellen, altwienerisch bzw. italienisch »Bandas« genannt, marschieren bis zum Ende der Habsburger Monarchie immer wieder einmal durch die Vorstädte und geben auf Plätzen ein »Platzkonzert«. Bis in die letzten Tage der Habsburger Monarchie sind uniformierte Deutscheister, Ulanen, Bosniaken und Kroaten, Dragoner und Husaren in den Straßen zu sehen. Vor allem die ungarischen Husaren mit breiten goldenen oder roten Streifen an den Hosen, Borten, Kokarden und blitzenden Säbeln faszinieren die Kinder. Willi Horvath erzählt von einem bedeutenden Geschäft mit den Wachsoldaten am Eingang zur Garnison der ungarischen Husaren.<sup>70</sup>

»Dort wo die Alszeile beginnt, waren die Ungarn einquartiert, die auf ihren Hosen diese Goldverbrämungen hatten. Dort haben wir uns als Buben viel herumgetrieben. Da ist immer ein Wachposten gestanden, und der hat uns immer hingerufen und in die Trafik geschickt. Es ist nie vorgekommen, dass einer von den Buben mit dem Geld weggelaufen wäre, obwohl die Verlockung groß war, aber das wäre ein schlechtes Geschäft gewesen, weil wenn wir mit Zigaretten zurückgekommen sind, haben wir immer Brot gekriegt, einen ganzen oder einen halben viereckigen Kommissbrotwürfel. Die müssen

70 Husaren, abgeleitet vom ungarischen Huszár, Reiter, sind die Nationaltruppe Ungarns. Husarenregimenter sind leichte, rasch bewegliche Kavallerieeinheiten. In Wien sind sie bis zum Ende der Habsburger Monarchie in der Alszeile in einer Garnison stationiert und werden bei politischen und sozialen Unruhen gegen die Wiener Bevölkerung eingesetzt; auch »Bosniaken«, die jedoch entgegen dem populären Namen nicht nur aus Soldaten und Offizieren aus Bosnien und Herzegowina, sondern auch aus Kroaten bestehen.

sehr viel Brot gehabt haben. Also sind wir immer dort gestanden und haben gewartet, ob nicht einer von denen Zigaretten will.«<sup>71</sup>

Kommiss bedeutet seit dem 16. Jahrhundert Heeresvorrat. Kommissbrot ist haltbares Brot für Soldaten. Das Brot der Zivilisten wird in den Jahren des Weltkriegs und noch danach oft mit Sägespänen gestreckt. Das Kommiss-Brot hat viel höhere Qualität. Tagesrationen des Militärs für einen Mann (750 Gramm) oder für zwei Mann (1500 Gramm) werden aus Roggen- und Weizenmehl mit Sauerteig und Hefe gebacken. Das »angeschobene« (aneinander liegende) Brot bildet im Backofen nur an der Oberseite eine Kruste und ist deutlich haltbarer als das Brot der Zivilisten.

Obdachlose und Landstreicher frequentieren Ausspeisungen, meist Suppen, an Klostertüren und vor Bahnhöfen. Einige leeren die Reste aus den Bierfässern, die an der Mauer eines Gasthauses lehnen, um vom »Bierkutscher« der Brauerei abgeholt zu werden. Man nennt sie »Fassldippler« oder »Bierdippler«.

»Da sind diese Bierwagen gefahren mit diesen schweren Rädern, und da hats diese Bierdippler gegeben. An die Gasthäuser ist das Bier in Holzfässern geliefert worden, und da sind die Bierdippler gegessen in ihrem desolaten Zustand, zerlumpt, und um den Bauch haben sie ein Spagatgeschirr gehabt, also so ein altes Reindl,<sup>72</sup> und da sind sie hin und haben die Bierfässer umgedreht, dass das Bier rausrinnt, und haben dann das Bier getrunken. Und natürlich hat es auch Säufertypen gegeben. Da hats Leute gegeben, wo man wusste, die trinken Petroleum; also die waren schon so fertig, die haben dann zum Schluss Petroleum und Spiritus getrunken.«<sup>73</sup>

### 3.9 Heimarbeiterinnen und ihre Kinder

Ein in vieler Hinsicht anderes Leben als die Gassenkinder führen die Kinder der Heimarbeiterinnen. Mütter nehmen Aufträge von gewerblichen und industriellen Unternehmen in ihrer Umgebung an, die sie dann in der Mietwohnung mit Hilfe ihrer Kinder ausführen. Wiener Heimarbeiter\*innen arbeiten überwiegend im textilen Bereich: Stricken, Nähen, Häkeln, Hutstaffieren, Federnschmuck für Damenhüte, die von Textilfirmen in Auftrag gegeben und in Modegeschäften verkauft werden, Wäsche flicken, Nähen, Wäschewaschen und Bügeln für private Kundinnen. Die Arbeitskraft von Kindern wird genutzt, wenn kleine Kinderhände von Vorteil sind, etwa für das Spulen der Wolle, das Aussortieren der Federn für Damenhüte und ähnliches. Mutter und Kind arbeiten viele Stunden, um eine hohe Stückzahl und einen Stücklohn zu erhalten, mit dem die Miete und der Lebensunterhalt finanziert werden können. Die Mütter untersagen es daher ihren Kindern, länger auf die Gasse zu gehen. Es wäre ein finanzieller Verlust. Leopoldine

71 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

72 Wiederholt wird dieses Geschirr, wienerisch »Reindl«, in den Interviews auch als »Taxameter« bezeichnet, da die ersten Taxameter der Taxi-Chauffeure eine ähnliche runde Form haben, vgl. Schuster, Alt-Wienerisch. Ein Wörterbuch veraltender und veralteter Wiener Ausdrücke und Redensarten, Wien 1984, 164.

73 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

(Poldi) Lintner, Tochter einer Federnschmückerin, wird von ihrer Mutter höchstens »für fünf Minuten« auf die Gasse gelassen. Sie muss Straußenfedern nach Größe und Form sortieren und mit ihnen Damenhüte besetzen. Da sich ihre Mutter nicht scheiden lassen will, bezahlt der Vater keinen Unterhalt. Mutter und Tochter ziehen in die billigste Souterrain-Wohnung, die sie finden können. Frau Lintner erinnert sich an Ratten und Mäuse in der Wohnung. Nach einem Jahr übersiedeln Mutter und Kind im selben Zinshaus in eine Zimmer-Küche-Wohnung im ersten Stock. Um die höhere Miete leisten zu können, vermietet die Mutter ein Bett und zeitweise auch das Zimmer an Bettgeherinnen. Am Küchentisch machen Mutter und Tochter weiterhin Heimarbeit für ein bekanntes Hutgeschäft auf dem Petersplatz der Inneren Stadt. In der folgenden Sequenz ist von einer »verlausten« Bettgeherin die Rede. Die Bereitschaft, sich den jeweiligen Arbeitsverhältnissen gehorsam zu unterwerfen, führt Frau Lintner auf die strenge Erziehung zurück.

»Und meine Mutter hat damals den Klopfer gehabt, ein Bett zu vermieten. Das war damals (vor dem Ersten Weltkrieg!) so Usus, *Bettgeher*. Da haben wir allerhand erlebt. Interviewer: Erzählens! Naja, eine hat zum Beispiel Läuse gehabt, dass es ein Graus war, der hat meine Mutter müssen was zum Anziehen geben, dass sie wieder ausgezogen ist. Einmal hat sie sogar das Zimmer vermietet und wir ham in da Kuchl (in der Küche) auf dem Tisch gschlafen. [...] Wir hätten es ja gar nicht notwendig ghabt! Mein Vater hat zwar nichts gezahlt, weil er an Zorn ghabt hat, dass sich meine Mutter nicht hat scheiden lassen, aber meine Mutter war Federnschmückerin. Des wissen Sie nicht. Früher hat man eventuell einen ganzen Hut aufpickt ghabt mit Federn oder ein Batzen (ein großes) Gesteck auf dem Hut, gellns. [...] Sie hat schön zu tun ghabt und auch schön verdient. Und ich war der Henkel (die Hilfskraft) dabei. Da hamma auf dem Tisch die Federn ghabt, und da hat halt die Polderl müssen ausklauben. Streiferln, Herzerln, Hufeisen, das war meine Arbeit. Meine Mutter hat mich sehr streng gehalten, mehr als streng, und wenn sie mich obegehn (hinuntergehen) hat lassen, da hab i ned derfn so wie die Kinder heut sagen, was willst denn? Na des hätt i machen derfn, da hätt i so eine Fotzn (Ohrfeige) ghabt. Sie hat mich fünf Minuten runtergelassen, und dann hat sie grufn: Polderl! Und die Polderl hat müssen kommen, dann hab ich sagen dürfn: Mutti, was möchtest denn? Na ich hab nur wissen wollen, ob du folgen tust! Wenn dann jemand gsagt hat, jetzt könnten Sie sie wieder runterlassen! Nein, sie soll nur wieder Federn ausklauben! Meine Mutter war nur so klein, aber *energisch* war sie. Wenn ich auch nix glernt hab (keinen Beruf erlernt habe), *folgen* hab ich aufs Wort gelernt. Und das rennt mir das ganze Leben lang nach.«<sup>74</sup>

Franz Potensky ist der Sohn einer Strickerin in Ottakring. Stundenlang steht er am Küchentisch und spult für seine Mutter die Wolle von Strängen auf Knäuel:

»Wir haben in der Brestelgasse gewohnt und im Sommer hat man noch um zwölf Uhr mittags Licht brennen müssen, so eine düstere finstere Gasse war das; und ich bin dort gstanden und hab rausgeschaut; da haben oft die Buben gespielt und ich hab gespult. Ich bin gstanden mit einer festgeschraubten Maschine, wo eine Spule draufgesteckt

74 Interview 31 mit Leopoldine Lintner, geboren 1903 in Alsergrund, Wien 9.

war auf einen Zapfen, und ich hab gedreht. Ich hab spulen müssen, ich war selten auf der Gasse, ich hab immer nur gespult.«<sup>75</sup>

### 3.10 Rassistische Ausgrenzungen

Es überrascht nicht, dass über rassistische Ausgrenzung vor allem erzählt, wer ihr Opfer geworden ist. Franziska Velecky wird von einer Gruppe spielender Kinder rassistisch beleidigt und vom Spiel ausgeschlossen.

»Wir waren tschechische Kinder. Und da waren wir in so einem großen Haus (Zinshaus), so viele Kinder! Aber wir haben es herrlich ghabt: Wir sind vom Haus raus und wir waren auf einer Wiese. Da waren wir alle unter einander, aber nur: Da ist dann oft – man sollte das Wort gar nicht sagen – ich wollte zu den anderen Kindern dazu, da haben Kinder gerufen: Geh weg, Du böhmische Sau! Verstehen Sie?«<sup>76</sup>

Noch in der Erinnerung wirkt die Erzählerin betroffen. Nur widerwillig formuliert sie die derbe Phrase der »deutschen« Kinder. Der Sohn eines assimilierten Juden, Kurt Hahn, erinnert sich an Feindseligkeiten gegen die Kinder jüdischer Zuwanderer aus Galizien und anderen östlichen Ländern.

»Zum Beispiel die am Hofferplatz (in Ottakring), bei der Plattn, die haben nicht gewusst, dass wir Juden sind. Aber gehört haben wir also auch innerhalb der Platte, dass manchmal auf die Juden geschimpft worden ist, dass von *Saujuden* geredet worden ist. Aber wir haben ja nicht sehr jüdisch ausgesehen, und wir waren ja in unserer Sprache und in unserem Gehaben so *assimiliert*, dass die nicht gewusst haben, dass wir Juden sind. Wir haben einfach mitgetan mit den anderen, und an die große Glocke haben wir das auch nicht gehängt, denn irgendwie hat man ja gespürt, dass man dann ein Außenseiter wäre [...] dass das ein heikles Thema ist. Und eines hab ich auch gespürt, dass es besonders gegen die polnischen (galizischen) Juden gegangen ist. Also das sind die, die später (ab 1914, viele auf der Flucht vor Pogromen) zugereist sind. Und die Wiener Juden haben auf die ja ein bisserl herabgeschaut und haben auch die irgendwie damit identifiziert, dass die daran schuld sind, dass der Antisemitismus größer und stärker wird.«<sup>77</sup>

Nicht allen Kindern jüdischer Herkunft gelingt es, sich auf diese Weise in eine Kindergruppe zu integrieren. Die Eltern der 1920 geborenen Lotte Sontag (verheiratete Brainin) sind im ersten Kriegsjahr 1914 aus dem heute westukrainischen Lemberg (Lwiw) nach Wien zugewandert. Lotte Sontag erinnert sich:

»Als ganz kleines Kind, wenn ich auf der Straße gespielt habe und dann heimgekommen bin zur Mutter, gesagt habe: Hörst, ich will aber gar keine Jüdin sein. Die rufen mir alle was nach. Ich will nicht. Also das ist so aus mir herausgekommen. [...] Zum Beispiel

75 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16..

76 Interview 17 mit Franziska Velecky, geboren 1905 in Schwechat bei Wien.

77 Interview 65 mit Kurt Hahn, geboren 1915 in Ottakring, Wien 16.

Jud, Jud, spuck in d' Fut, sag der Mama, das ist gut! – an diese blöden Sprüche kann ich mich genau erinnern. Das hat mich schon *sehr empört*. [...] Da haben scheinbar die Kinder dort ganz genau gewusst, aha, das ist eine Jüdin. Das haben sie wahrscheinlich von den Eltern gehört. Und da haben sie mich dann beschimpft.«<sup>78</sup>

Kinder wiederholen die Redeweisen ihrer Eltern und Nachbarn. Doch auch ein intrinsischer Anteil an ihren antisemitischen Redeweisen kann nicht ausgeschlossen werden. Im Zinshaus und auf der Gasse bilden Rassismus und Antisemitismus die hässliche Kehrseite der Suche nach sozialkultureller Zugehörigkeit und Anerkennung. Für die beschimpften Kinder ist die Verweigerung der Zugehörigkeit eine bleibende Erinnerung, für manche ein Trauma.

### 3.11 Das feine Gespür der Kinder für Legitimes und Kriminelles

Ohne Schulbildung, ohne berufliche Kenntnisse und auf die eigene Clique oder auf nahe Verwandte beschränkt, oft hart an der oder über der Grenze zum Verbotenen, so kann ein Milieu beschrieben werden, das sozialdemokratische Politiker und ihnen nahestehende Journalist\*innen in den 1920er Jahren das »Lumpenproletariat« nennen.<sup>79</sup> Menschen dieses Milieus übernehmen Gelegenheitsarbeiten und werden meist »schwarz« (ohne Anmeldung und ohne Lohnsteuer zu zahlen) beschäftigt. Männer und Frauen, Jugendliche und Kinder betreiben Tauschgeschäfte, Schmuggel und Schwarzhandel, begehen kleine Diebstähle und Hehlerei. Ein nicht diskriminierender Ausdruck für dieses Milieu ist schwer zu finden. Im Diskurs der Rassenhygiene ist pauschal von »Asozialen« und »Kriminellen« die Rede, was freilich nur Aspekte ihrer Lebensweise trifft.

Kinder zeigen ein viel feineres Gespür für den Unterschied zwischen gerade noch legitimen und bereits kriminellen Handlungen. Sie kennen den Unterschied aus eigener Praxis, beispielsweise wenn sie die Besorgung von Nahrung und Brennstoffen an den Rand der Eigentumsordnung bringt. So hält Fritz Weiß kleine Diebereien für entschuldigbar, wenn das Gestohlene seinem Eigentümer nicht fehlt. Er hält es für legitim, den »Überfluss« Anderer »abzuschöpfen«, wenn es das eigene Überleben erfordert.

»Neben unserm Haus (Zinshaus) war ein Feld, das war abgeplankt (eingezäunt). Da hat eine Firma, ein Fuhrwerksunternehmen, ihre Wagen abgestellt. Ich hab leider den Namen schon vergessen, aber das war eine bekannte Transportfirma mit modernen großen Autos. Und da sind wir oft über die Planke rüber aufs Feld hinein. Diese Wagen haben unterhalb so Kisten gehabt, die sind mit Ketten angehängt gewesen an den Wagen. Da haben sie die Glassachen reingegeben, also die gebrechlichen Sachen bei Möbeltransporten; das hat unten geschaukelt, sodass nichts zerbrochen ist. Und da haben die Hühner die Gewohnheit gehabt, die Eier hineinzulegen. Und *die* habe ich dort gestohlen.«<sup>80</sup>

78 Interview 70 mit Lotte Brainin, geborene Sontag, geboren 1920 in der Brigittenau, Wien 20.

79 Vgl. Oda Olberg, *Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit*, München 1926.

80 Interview 66 mit Fritz Weiß, geboren 1914 in Ottakring, Wien 16.

Die Hühner legen Eier an versteckten Plätzen, wo sie vermutlich niemand fände. Das rechtfertigt es für das ortskundige Kind, über den Zaun zu steigen und die Eier einzusammeln und nach Hause zu bringen. Unmittelbar nach diesem Bericht erzählt Fritz Weiß über zwei oder drei Familien in der Thalhairgasse in Ottakring, die als »asozial« gelten. Den Begriffen ‚asozial‘ und ‚kriminell‘, die notorisch und oft gedankenlos verwendet werden, setzt er eine feinsinnigere Unterscheidung entgegen. Manche Menschen seien rücksichtslos, wenn sie alle bestehlen, auch jene, die das Gestohlene dringend benötigen.

»Es hat auch eine *asoziale* Familie in der Gasse gegeben. Mit den Kindern haben wir gespielt, aber wir waren nicht einverstanden mit den Gepflogenheiten der Eltern. Und zwar hat sich da auch Folgendes abgespielt: Die haben im Schrebergarten die Hühner gestohlen und damit ihr Leben verbessern wollen. Das sind zwei, drei Familien gewesen in der Gasse, nur zwei, drei Familien. Die Väter sind oft eingesperrt gewesen. Da kann ich mich an eine Szene erinnern: Polizei kommt und führt die Leute außer Haus. Die Frauen mit der Schürze, in den Schürzen haben sie die Hühner drinnen ghabt, die geschlachteten, und die Männer hinterher. So sind sie in der Eskorte zur Polizeistube geführt worden.«<sup>81</sup>

An das Wohnviertel zwischen der Thaliastraße und der Gablenzgasse, der Thalhairgasse und der Panikengasse in Ottakring grenzt die Schmelz – ein riesiges Gelände, bis zum Ende der Habsburger Monarchie Übungs- und Manöverplatz der k.u.k. Kavallerie. Am Rand der Schmelz verkauft ein Mädchen durstigen Sonntagsausflüglern Trinkwasser. Fritz Weiß hält das für *legitimen* Geschäftsgeist. Dem stellt er in der folgenden Passage einen Fall des Illegitimen gegenüber.

»Auf der Schmelz haben wir uns sehr viel aufgehalten, haben Ball gespielt, haben Zelte gemacht. Sonntags hat die Schwester vom Lesansky Peperl, die Fanny, eine Wasserkanne und drei Krügelgläser genommen und ist auf die Schmelz gegangen Wasser verkaufen. Und sie hat wirklich ein paar Groschen zusammengebracht. – Da fallen mir noch andere Episoden ein. Da sind Leute vom 15. Bezirk über die Schmelz zum Brunnenmarkt einkaufen gegangen. Und auf der Schmelz sind – auch ein paar von unserer Gasse – so Stritzis gewesen, die haben As geworfen. [...] Drei As-Karten, zwei schwarze und ein rotes As, und das rote gewinnt, hat es geheißsen. Der hat die As-Karten so gelegt, und da hat man müssen raten. Und wenn man das Geld auf die rote Karte gelegt hat, hat man gewonnen. Der hat das so geschickt gemacht, dass die allermeisten verloren haben. Wenn eine Frau dann ihr Geld, das sie für den Markteinkauf zur Verfügung gehabt hat, dort verspielt hat, hat sie angefangen zu jammern. Und da ist folgendes Stichwort gefallen: Achtung, Polizei kommt! Die haben das alles geschnappt und sind weg und haben die Frau dort im Stich gelassen. [...] Das waren *die kriminellen Elemente*, die uns *abgestoßen* haben. Auch von unserer Gasse waren einige dabei, die As-Werfer.«<sup>82</sup>

---

81 Ebd.

82 Ebd.

In der Not der Kriegsjahre und der ersten Nachkriegsjahre machen Kinder wiederholt die Erfahrung des Hungers. Fritz Tränkler wohnt mit seiner Mutter und seinen Geschwistern an der nordöstlichen Peripherie der Stadt, im damals noch dörflichen Jedlersdorf. Der Vater stirbt früh an den Folgen einer im Ersten Weltkrieg aufgetretenen Lungenerkrankung. Mutter und Kinder bringen sich mit Mühe durch.

»Jedlersdorf war damals noch ein agrarischer Bezirk, rundherum Äcker und Kukuruz, Rüben. Da ist das Nussstraßl gewesen, wie wir gesagt haben, eine Straße von Jedlersdorf nach Jedlsee, wo links und rechts schöne Nussbäume standen. Das war für uns Kinder eine zusätzliche Nahrung. *Stehlen war das praktisch nicht*, es war öffentliches Eigentum, dem Magistrat hat das gehört, obwohl Feldhüter angestellt waren, vor allem bei den Nussbäumen. Wir haben sie (die Feldhüter) auf die eine Seite gelockt und ein anderer Teil (der Kindergruppe) hat auf der anderen Seite gestohlen.«<sup>83</sup>

### 3.12 Kinder als Selbstversorger

Der Pflasterer Auer und seine Frau, eine Schirmmacherin, sind an Wochentagen von früh bis spät »in der Arbeit«, wie es heißt. Das jüngste Kind wird von der Mutter zeitig am Morgen auf dem Weg zur Arbeit zur Großmutter gebracht. Kleine Geschwister, die schon laufen können, werden von älteren Kindern betreut. Die folgende Erzählung bezieht sich auf den Sommer 1913. Die Familie Auer wohnt in einem Zinshaus in der Ottakring Erenkelstraße, nahe zum Wilhelminenberg.

»Die Mutter ist spät nach Hause gekommen, denn sie hat das Geld (als Schirmmacherin) nicht unter acht oder zehn Stunden verdient. Sie ist am Morgen zeitig fort, und wir haben uns selber das Frühstück gemacht. Sie ist erst um acht, neun am Abend nach Hause gekommen. Zu Mittag haben wir uns was gekauft. Bei uns in der Erenkelstraße war ein Rossfleischhauer, da haben wir uns um fünf Kreuzer Wurst gekauft, da warn wir noch zu zweit, weil der Kleine, der war – das war im Dreizehnerjahr – der war bei der Großmutter, er war erst ein Jahr alt. Also ich war sechs, und der andere (Bruder) war neun. Da haben wir jeder ein Fünferl gekriegt, fünf Kreuzer, davon haben wir uns das Mittagessen gekauft. Da haben wir uns also so gstaubte Viererlaiberl gekauft, so haben wir gesagt, weil sie vier Kreuzer gekostet haben, und dann jeder um drei Kreuzer Wurst beim Rossfleischhauer. Der hat verschiedene Wurstsorten gehabt. Da haben wir die *Anschnitte* gekauft, weil wenn wer eine Wurst gekauft hat, dann habns immer die Anschnitte weggegeben, na und da habn wir so einen Berg gekriegt. Das habn wir gar nicht aufessen können.«<sup>84</sup>

Karl Auer erzählt hier über die Ferien in seiner Pflichtschulzeit. In der folgenden Sequenz zeigt sich, dass auch der Wienfluss für ihn und seine Geschwister ein zwar etwa eine Gehstunde entferntes, aber attraktives Ziel ist. Näher liegen der Wilhelminenberg, auch Gallitzinberg oder Predigtstuhl genannt, mit der Jubiläumswarte und den anschließenden, nach Osten abfallenden Steinhof-Gründen.

83 Interview 54 mit Fritz Tränkler, geboren 1910 in Jedlersdorf, Floridsdorf, Wien 21.

84 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

»Wir haben uns im Wienfluss gebadet damals, da sind wir *so weit* gegangen über den Flötzersteig. In den Ferien sind wir oft auch schon in der Früh in den Wald, da haben wir die Kleinen mitgenommen mit einem Wagerl, einem Kinderwagerl, und da sind wir hinaus auf die Jubiläumswarte [...] und wir waren den ganzen Tag fort. Und am Abend sind wir nach Hause gekommen, da hat niemand gefragt. Wir haben nichts mitgebracht, ein Brot und vielleicht einen Apfel, Wasser hat man eh ghabt beim Bründl (kleiner Brunnen) bei der Johann-Staud-Straße (ab 1959, vorher Steinhofstraße). Und so waren wir den ganzen Tag fort. Na und am Abend ist dann die Mutter gekommen, erst *spät* am Abend, da haben wir oft schon geschlafen.«<sup>85</sup>

Hildegard Hetzer, Charlotte Bühlers erste Assistentin und Doktorandin, würde die sich auf diese und ähnliche Weise selber versorgenden Kinder wohl zu den »Ungepflegten« zählen, da es in ihrer Sicht an elterlicher Sorge, Beaufsichtigung und Erziehung der Kinder fehlt. Aber das trifft hier nur auf den ersten Blick und aus einer bürgerlichen Perspektive zu. Aus den Erzählungen von Karl Auer geht hervor, dass der Fußmarsch der Geschwister in den Wienerwald keineswegs zwecklos und der Aufenthalt auf einer Wiese oder am Wienfluss keineswegs verwahrlosend sind. Die älteren tragen gegenüber jüngeren Geschwistern alle Verantwortung. Während der Schulzeit bleiben den schulpflichtigen Kindern nur die schulfreien Nachmittage, um mit den kleinsten Geschwistern in der Nähe des Zinshauses zu spielen. Dann ist es tatsächlich die Gasse, ein naher Park, eine Wiese, auf der sie spielen, bis die Dämmerung einsetzt.

### 3.13 Die Gasse als Spielfeld

Ist die Gasse verkehrsarm, wird sie für die Kinder zum Spielfeld. Das in vielen Regionen der Welt bekannte ›Tempelhüpfen‹ gilt in Wien als ein Mädchenspiel. Mit Kreide werden Himmel und Hölle in Quadraten mit Kreide auf das Pflaster gezeichnet oder mit einem Stock in den Sand gekratzt. Buben bevorzugen das Fußballspiel. Neben der Gasse dient auch eine nahe ›Gstetten«, eine ungepflegte Wiese im Weichbild der Zinshäuser und Gemeindebauten, als Fußballfeld.

Bei dem Spiel ›Haifisch und Matrose‹ stehen einander Mädchen und Buben in nach dem Geschlecht durchmischten Gruppen als Matrosen gegenüber. Zwei oder drei Kinder (Mädchen oder Buben) spielen die Haifische in der Mitte der Gasse. Die Matrosen versuchen das rettende Ufer, die andere Seite der Gasse zu erreichen und nicht von einem Haifisch gefangen zu werden. Ein ähnlich raumgreifendes Spiel ist das ›Gassenverdrängen‹. Ein Ball wird so weit wie möglich in die Richtung einer gegnerischen Gruppe geworfen; wo er auffällt, versammelt sich die Gruppe, um den Ball in die Gegenrichtung zu werfen. Das Ziel ist, die andere Gruppe aus der Gasse zu drängen. Kinder verfolgen einander rund um einen Häuserblock, lugen um die Ecke, huschen in die tagsüber offenen Haustore, um die Verfolger passieren zu lassen, und so fort. Sie nennen es ›Eckenschauen‹. Die Spiele erzeugen – neben der Gewöhnung an die Freund-Feind-

---

85 Ebd.

Konstellation, s.u. – eine genaue Kenntnis der Häuser und der Besonderheiten im jeweiligen Stadtquartier.

Abb. 11: Fußballspiel auf der Gsetten hinter dem Karl Marx-Hof um 1930.



Zuweilen richtet sich die Spiel- und Abenteuerlust der Kinder gegen Erwachsene, unter deren Verboten, Beschimpfungen und Drohungen sie zu leiden haben. Aus vielen Ländern wird über ein Spiel berichtet, das in Wien die »Glöckerlpartie« genannt wird. Paul Thompson berichtet über englische Städte: »All over Britain the common street games included such tricks as running down a street knocking doors...«. Ernst Toller erinnert sich an dasselbe Spiel in seiner polnischen Heimatstadt Samotschin (Szamocin): »Wir schleichen uns abends an die Häuser heran, reißen die Türen auf, die Klingeln schrillen, wir stürzen davon und freuen uns über die schimpfenden Ladenbesitzer.«<sup>86</sup> Auch in Wien laufen Kinder verschiedenen Alters durch die Gassen und ziehen an den Torglocken. Andere öffnen kurz die Tür eines Straßenladens, um die Türglocke zum Läuten zu bringen. Sie provozieren es also geradezu, von den Inhabern beschimpft zu werden. Sie üben und verinnerlichen, mit Erik H. Erikson gesprochen,<sup>87</sup> die Auseinandersetzung reziproker Antagonisten. Offenbar haben sie dabei keine Angst, denn niemand verschwindet so schnell um die nächste Ecke wie sie. Dass solche Spiele auf der Gasse allmählich in protopolitisches und sodann auch in politisches Handeln übergehen können, zeige ich im folgenden Kapitel.

86 Paul Thompson, *The Edwardians*, London 1975, 60. Ernst Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, (Amsterdam 1933), Reinbeck bei Hamburg 1982, 18.

87 Vgl. Erik H. Erikson, *Kinderspiel und politische Phantasie. Stufen in der Ritualisierung der Realität*, Frankfurt a.M. 1978.

